

„Juden in der österreichischen Literatur“

Workshop unter der Leitung von Prof. Jakob Hessing
Salzburg, 2. Mai 2016

Inhalt:

1.) Arthur Schnitzler: „Jugend in Wien. Eine Autobiografie“	2
2.) Arthur Schnitzler: „Reigen“	9
3.) Stefan Zweig: „Die Welt von Gestern“	16
4.) Joseph Roth: „Hiob. Roman eines einfachen Mannes“	26
5.) Robert Schindel: „Gebürtig“	35
6.) Joseph Roth: „Radetzkmarsch“	39
7.) Doron Rabinovici: „Anderorts“	41
8.) Jakob Hessing: „Zwei ‚Familienromane‘ aus Österreich“	44

1.) Arthur Schnitzler: „Jugend in Wien. Eine Autobiografie“

S. 11

Zu Wien in der Praterstraße, damals Jägerzeile geheißen, im dritten Stockwerk des an das Hotel Europe grenzenden Hauses, kam ich am 15. Mai 1862 zur Welt; und wenige Stunden später, mein Vater hat es mir oft erzählt, lag ich für eine Weile auf seinem Schreibtisch. Ob mir diesen für einen Säugling immerhin ungewöhnlichen Aufenthalt die Hebamme oder mein Vater selbst zugewiesen hatte, weiß ich nicht mehr; – jedenfalls gab die Tatsache ihm immer wieder Anlaß zu einer naheliegenden scherzhaften Prophezeiung meiner schriftstellerischen Laufbahn, – eine Prophezeiung übrigens, deren Erfüllung er nur in bescheidenem Ausmaße und keineswegs in ungeteilter Freude erleben sollte.

S. 172f

Zwischen all diesen Liebschaften und in sie hinein spielten ganz leise auch schon während des Freiwilligenjahres allerlei zartere Beziehungen zu verschiedenen jungen Mädchen, die aus besseren Häusern oder wenigstens besser beaufsichtigt waren; doch hätte ich mich verwegener oder raffinierter angestellt und wäre meine Scheu vor Unbequemlichkeiten und Verantwortlichkeiten nicht so stark ausgebildet gewesen, so hätte aus einer oder der anderen Beziehung wohl auch eine ganz richtige Liebschaft werden können. Allerdings glaube ich, daß zu jener Zeit in guten jüdischen Mittelstandskreisen, wo ich hauptsächlich verkehrte, solche Beziehungen selten über eine gewisse eben noch statthafte Grenze hinausgediehen, nicht gerade weil die Mädchen weniger sinnlich oder unverdorbenere gewesen wären, als sie heute sind, sondern weil die ganze gesellschaftliche Atmosphäre jenes Mittelstandes von den neueren, sittlich freieren Anschauungen philosophisch und literarisch kaum noch angehaucht und Erziehung, Verkehrsformen, Möglichkeiten der Zusammenkunft auch der Entwicklung freierer Verhältnisse minder günstig waren. Für manches junge Geschöpf, das heute ohne bestimmte Heiratsaussicht,

selbst ohne geheime Heiratshoffnung, bestenfalls unter Beachtung der praktisch gebotenen Vorsichten und Rücksichten, sich entschließt, dem geliebten Mann oder Jüngling alles zu gewähren, wäre damals ein solcher Entschluß überhaupt nicht in Betracht gekommen.

S. 215f

Im vergangenen Sommer in Reichenau, wenn ich nach dem Abendessen mit der koketten Witwe vor dem Thalhof auf und ab spazierte, hatte sich zuweilen auch die junge Wirtin zu uns gesellt, die im Gegensatz zu dem etwas ländlichen Gehaben ihres wohlgewachsenen, gleichfalls noch jungen Gatten sich mit gutem Recht als die Dame von Welt zu geben liebte. Denn wenn sie auch als die älteste Tochter des in seiner Art berühmten Stefanskeller- und Südbahnwirtes glänzend die Küche zu führen verstand, wo die Intimen sie gelegentlich am blinkenden Herd besuchen und bewundern durften – sie konnte es an Geschmack und allgemeiner Bildung und besonders an äußeren Vorzügen mit der Mehrzahl ihrer weiblichen Gäste aufnehmen. Schon im Alter von sechzehn Jahren hatte sie geheiratet, war nun als Zweiundzwanzigjährige Mutter von drei Söhnen; und wenn sie ihren Gatten überhaupt jemals geliebt hatte (was von niemandem behauptet wurde), es war unschwer zu merken – und Frau Olga brachte es manchmal vielleicht allzu deutlich zum Ausdruck –, daß ein tieferes Einvernehmen zwischen den Eheleuten heute keineswegs mehr vorhanden war. Da ich in jenem Sommer innerlich nur mit der koketten Witwe beschäftigt gewesen war, so hatte ich mich um Wesen, Ruf und Schicksal der schönen Wirtin nicht sonderlich bekümmert, immerhin hatte es schon einige Anknüpfungspunkte zwischen uns gegeben.

S. 218-221

Und er kam wolkig und schwül. Man spielte Croquet im Hotelgarten; sie, ich und die beiden Fräulein Salcher. Wenn die Wolken sich verzogen, stach die Sonne heftig und böse auf den Spielplatz; die Partie wurde abgebrochen, und Olga forderte mich zu einem kleinen Spaziergang auf. Das Gespräch war anfangs mühselig und stockte mehr als einmal. Endlich, wie nach einem

Entschluß, sagte sie, die Augen zu Boden geheftet: »Um eines wollte ich Sie bitten, kommen Sie nicht vor Herbst nach Reichenau.« Und sie erzählte mir von der Eifersucht und dem Mißtrauen ihres ungeliebten und sehr verliebten Mannes, der Strenge ihres Vaters und von einer Geschichte, die im zweiten oder dritten Jahre ihrer Ehe, also vor beinahe fünf Jahren, sich ereignet hatte, zwischen ihr und – hatte ich es nicht längst vermutet! – jenem Richard, der mir angeblich so ähnlich war. Es war ein höchst unschuldiges Verhältnis gewesen, durch gemeinsame Lektüre gefördert, und die höchste Zärtlichkeit, die sie ihm gewährt hatte, war, so erzählte sie, ein Kuß auf ihre Hand gewesen. Der Gatte aber erklärte ihr eines Tages, er werde den jungen Mann erschießen, wenn er sich noch einmal im Thalhof blicken ließe; sie entschloß sich daher, ihm einen Abschiedsbrief zu schreiben, und Richard war genötigt, Reichenau zu verlassen. Von diesem Tage an, so erzählte sie weiter, hatte sie ihrem Gatten die Treue gehalten, ja war fest entschlossen, sie ihm, soweit er sie fordern durfte, auch weiterhin aufs strengste zu bewahren, und mit einer süßen, bebenden Stimme schloß sie: »Ich möchte Ihnen also meine Freundschaft anbieten, – anderes als Freundin kann ich Ihnen ja nicht sein. Eine metaphysische Freundschaft sozusagen. In jedem Schmerz, in jeder Freude sollen Sie denken: Es ist eine da, die mit Ihnen sich freut, mit Ihnen leidet. Wollen Sie diese Freundschaft annehmen?« Und sie streckte mir ihre kühle, weiße Hand entgegen, die ich mit Inbrunst küßte.

Am Nachmittag trafen wir uns verabredetermaßen im Lesesaal des Kurhauses und wanderten gegen Sankt Valentin. Wie ist es denn nur gekommen zwischen uns? fragten wir einer den andern eins ums andere Mal. Und mit einer kindischen, so nah vor dem Scheiden wahrhaft grausamen Freude riefen wir uns die einzelnen Momente, die wir miteinander verlebt, in denen wir einander gefunden, ins Gedächtnis zurück. »Erinnern Sie sich«, fragte sie, »an unsere Partie im Naiftal vor sechs Jahren?« – Und ich darauf: »Und Sigmundskron vor fünf, war es da nicht noch schöner?« Und wir sprachen vom vorigen Sommer, der nach dieser Berechnung einige tausend Jahre zurücklag und vielleicht noch weiter, da wir uns ja damals noch nicht geliebt hatten; und von der ersten, halbfremden Begegnung in Meran auf der Straße und von dem schicksalhaften Verschwinden unserer trennenden Table-d'hôte-Nachbarn und von den zwei

Salcher-Mädeln, der hübschen Dreizehnjährigen und der langweiligen Siebzehnjährigen, und von dem eleganten, höflichen Herrn Basin mit der kranken Lunge, der nur mehr ein oder zwei Jahre zu leben hätte, und von dem gefährlichen Weg längs der Mauer von Sigmundskron, und natürlich von der geheimnisvollen, glückbringenden Nummer sechsundzwanzig oder vielmehr einundzwanzig plus fünf, – da es doch niemals zur Addition gekommen war. Wir saßen auf der Terrasse von Sankt Valentin, blickten talwärts und wünschten, daß die Minuten ewig dauerten. Sie trug einen Pelzüberwurf mit Quasten, ihrer Gewohnheit nach spielte sie mit ihnen, ließ sie durch die Finger gleiten und führte sie an die Lippen. Eine riß sie ab und schenkte sie mir. Ich habe sie viele, viele Jahre hindurch wie ein Kleinod verwahrt. Endlich mußten wir fort. Auf dem Nachhauseweg bat sie mich, abends nicht Klavier zu spielen. »Mir ist, als sprächen Sie da zu mir. Sie verstehen, was ich meine.«

Das Abendessen wurde wie immer an der gemeinsamen[222] Tafel genommen, und nachher saßen wir, Olga und ich und der todgeweihte, elegante Herr Basin – aber war nicht Todgeweihtsein schon an und für sich die höchste Eleganz, die einem Menschen beschieden sein konnte? –, noch längere Zeit plaudernd im Speisezimmer. Endlich entschloß man sich allseits zum Gute-Nacht-Sagen. Und wie mit Absicht, denn zuweilen überkommt auch die kältesten Philisterherzen unbewußt eine Art Andacht vor der Heiligkeit eines großen Gefühls – verschwanden die andern, und ich blieb mit Olga allein in dem großen und schwach beleuchteten Raum zurück. Ich küßte ihr zu endgültigem Abschied die Hand, plötzlich aber lagen wir uns in den Armen mit einem langen, heißen Kuß. Sie riß sich los und ging auf Zimmer Numero einundzwanzig. Ich auf ein anderes. Die Summe stimmte allerdings.

Der Morgen brachte kalten Wind und Regen, der mir peitschend ins Gesicht schlug. (Ja, so war es wirklich – denn zuerst war die Natur, dann kam die Novelle.) Zum letztenmal trat ich aus dem Tor des Tiroler Hofes, die Kappe in die Stirn gedrückt, mit aufgestelltem Kragen, – denn damals pflegte man als Reserveoffizier aus Ersparungsrücksichten (man zahlte auf der Eisenbahn halben Preis) in Uniform zu reisen –; und als ich mich von der Straße aus noch einmal umwandte, stand Olga auf dem Balkon ihres Zimmers (es hätte am Ende auch Numero zweiundzwanzig sein können), einen Shawl um Kopf und

Schultern geschlagen, und nickte mir ernst und traurig einen Abschiedsgruß zu. Ich eilte zum Bahnhof, weinte im Wartesaal, weinte im Coupé und weinte noch in Franzensfeste vor dem Mittagessen. Auf dem Perron hin und her gehend traf ich einen flüchtigen Kaffeehausbekannten aus Wien, einen harmlosen Bankbeamten, namens Kuranda. Es tat mir wohl, ein paar Worte mit ihm zu reden. Ich sehe ihn seither, es sind über dreißig Jahre seitdem verflossen, von Zeit zu Zeit immer wieder in der Bank über sein Pult gebeugt, und wir grüßen uns höflich-verständnisvoll, ohne jemals ein Wort miteinander zu wechseln. Aber ich bilde mir noch heute ein, daß er damals meine Tränen bemerkt, meinen Schmerz geahnt und daß dieses Zusammentreffen in Franzensfeste auch für ihn irgendeine romantische Erinnerung geblieben ist. Und er sieht heute für mich noch genauso aus wie vor dreißig Jahren.

S. 315f

In meiner Korrespondenz mit ihr waren in der letzten Zeit wochenlange Pausen eingetreten, in meinen Briefen aber blieb noch immer anspielungshaft ein Ton festgehalten, als wäre das einzige wahre und starke Gefühl meines Herzens meine Liebe zu ihr; und aus den ihren durfte ich nach wie vor herauslesen, daß auch in ihr sich nichts verändert habe, trotz des gelegentlichen, besonders in der Jagdsaison sich steigernden aristokratischen Verkehrs, dessen sie öfters mit einer nicht ganz überzeugenden Selbstironie Erwähnung zu tun pflegte. Nachdem fast ein Jahr seit jenem Reichenauer Besuch zwischen Berlin und London verstrichen war, schrieb sie mir im Frühjahr 89, daß sie mich beim Derby-Rennen zu treffen hoffe. Aber es war keine glückliche Stunde, in der wir einander wiederbegegneten. Nur ein paar Worte wechselte ich mit ihr im Beisein ihres Vaters; – plötzlich entließ sie mich mit einem kühl-gnädigen »Auf Wiedersehen«, und ich wäre für den Rest des Nachmittags kaltgestellt gewesen, wenn nicht von anderswo ein Hauch der Wärme über mich gekommen wäre. Dieser Hauch aber kam nicht von Adele, die zwischen dem Gatten und dem Liebhaber, der es angeblich nicht war, mehr wie ein Typus als wie eine lebendige Gestalt über den Rasen schritt und die ich nur im Vorübergehen begrüßen durfte, – sondern von Helene Herz, die jungmädchenhaft und hold neben mir einherging, gerade als mein Gruß von Adele mit schwimmenden

Augen erwidert wurde. »Ihre Freundin?« fragte Helene sanft. – »Wie?« fragte ich, als wüßte ich nicht recht, was denn ein holdes junges Mädchen mit solch einer Frage wohl meinen mochte. »Sie haben mich ganz gut verstanden«, sagte sie und blickte unter dunklen Wimpern vor sich hin. Ich erwiderte nichts. Alle vernünftigen Leute redeten mir zu, ich solle sie heiraten, vor allem ihre intimste Freundin, meine Cousine Else, die Tochter meines Onkels Edmund, ein kluges, herbes, hübsches Wesen, das mich recht gern hatte und mich nebstbei ein wenig verachtete. Und ich selbst gestand mir ein, daß von allen Zukunftsaussichten eine Ehe mit Helene mir im Grunde doch die weitaus sympathischste wäre. Warum also entschloß ich mich nicht, um sie anzuhalten? Gewiß nicht um Jeanettens willen, obzwar diese mir erst kürzlich geschworen hatte, der Tag meiner Hochzeit werde ihr Todestag sein; und noch weniger waren es die andern, die mich von diesem Schritt zurückhielten, diese andern, um die ich mich ohne rechte Energie bemühte und nach denen mich ohne Leidenschaft verlangte, nicht Olga, das Abenteuer meines Lebens, das mir nun ziemlich verblaßt erschien, nicht Adele, die dämonische Gans, nicht Mizi Rosner, das lustern-spielerische, trotzig-süße Mädchel, – und gewiß nicht jene Malvine, die immer wieder in den Blättern meines Tagebuchs auftaucht, sich bald ein Gratisbillet für das Poliklinikkränzchen abholt und sich durch kleine Zärtlichkeiten während des Tanzes revanchiert, bald als Sängerin in einem Konzert mitwirkt, dem ich wahrscheinlich beigewohnt habe, und die mir so völlig aus dem Gedächtnis verschwunden ist, als wäre ich ihr nie begegnet; – keine von allen diesen, – und am allerwenigsten war der Grund meines Zögerns derjenige, den ich mir selber einbildete, daß Helene nicht reich genug für mich und daß ich auf eine reichere Frau angewiesen sei. Der wahre Grund war der, daß es noch zu früh für mich war, um in den Ehestand zu treten, daß ich noch als Junggeselle allerlei zu erleben hatte, um das zu werden, was ich werden sollte, – so viel oder so wenig es am Ende war.

Das klingt nach Fatalismus und ist doch keiner. Ich glaube nicht an eine Vorsehung, die sich um Einzelschicksale kümmert. Aber ich glaube, es gibt »einzelne«, die um sich wissen, auch dann, wenn sie bestenfalls zu ahnen vermeinen, und die aus freier Wahl ihre Lebensentscheidungen treffen, auch dort, wo sie denken, nur vom Zufall der Ereignisse und von Stimmungen

getrieben worden zu sein, und die stets auf dem rechten Weg sind, auch wo sie sich anklagen, geirrt oder irgend etwas versäumt zu haben. Mit all dem ist freilich nicht gesagt, daß gerade ich ein Recht habe, mich zu diesen einzelnen zu zählen; aber wie sollte, ja wie könnte man überhaupt leben, schaffen und sich manchmal des Lebens freuen, wenn man sich's nicht einbildete, zu diesen Auserwählten zu gehören?

2.) Arthur Schnitzler: „Reigen“

Kap. 1: „Die Dirne und der Soldat“

Spät abends. An der Augartenbrücke.

Soldat kommt pfeifend, will nach Hause.

Dirne Komm, mein schöner Engel.

Soldat wendet sich um und geht wieder weiter.

Dirne Willst du nicht mit mir kommen?

Soldat Ah, *ich* bin der schöne Engel?

Dirne Freilich, wer denn? Geh, komm zu mir. Ich wohn' gleich in der Näh'.

Soldat Ich hab' keine Zeit. Ich muß in die Kasern'!

Dirne In die Kasern' kommst immer noch zurecht. Bei mir is besser.

Soldat *ihr nahe* Das ist schon möglich.

Dirne Pst. Jeden Moment kann ein Wachmann kommen.

Soldat Lächerlich! Wachmann! Ich hab' auch mein Seiteng'wehr!

Dirne Geh, komm mit.

Soldat Laß mich in Ruh'. Geld hab' ich eh keins.

Dirne Ich brauch' kein Geld.

Soldat *bleibt stehen. Sie sind bei einer Laterne* Du brauchst kein Geld? Wer bist denn du nachher?

Dirne Zahlen tun mir die Zivilisten. So einer wie du kann's immer umsonst bei mir haben.

Soldat Du bist am End' die, von der mir der Huber erzählt hat. –

Dirne Ich kenn' kein' Huber nicht.

Soldat Du wirst schon die sein. Weißt – in dem Kaffeehaus in der Schiffgassen – von dort ist er mit dir z' Haus 'gangen.

Dirne Von dem Kaffeehaus bin ich schon mit gar vielen z' Haus 'gangen... oh! oh! –

Soldat Also gehn wir, gehn wir.

Dirne Was, jetzt hast's eilig?

Soldat Na, worauf soll'n wir noch warten? Und um zehn muß ich in der Kasern' sein.

Dirne Wie lang dienst denn schon?

Soldat Was geht denn das dich an? Wohnst weit?

Dirne Zehn Minuten zum gehn.

Soldat Das ist mir zu weit. Gib mir ein Pussel.

Dirne *küßt ihn* Das ist mir eh das liebste, wenn ich einen gern hab'!

Soldat Mir nicht. Nein, ich geh' nicht mit dir, es ist mir zu weit.

Dirne Weißt was, komm morgen am Nachmittag.

Soldat Gut is. Gib mir deine Adresse.

Dirne Aber du kommst am End' nicht.

Soldat Wenn ich dir's sag'!

Dirne Du, weißt was – wenn's dir zu weit ist heut abend zu mir – da... da...

Weist auf die Donau.

Soldat Was ist das?

Dirne Da ist auch schön ruhig... Jetzt kommt kein Mensch.

Soldat Ah, das ist nicht das Rechte.

Dirne Bei mir is immer das Rechte. Geh, bleib jetzt bei mir. Wer weiß, ob wir morgen noch 's Leben haben.

Soldat So komm – aber g'schwind!

Dirne Gib Obacht, da ist so dunkel. Wennst ausrutschst, liegst in der Donau.

Soldat Wär' eh das beste.

Dirne Pst, so wart nur ein bisschen. Gleich kommen wir zu einer Bank.

Soldat Kennst dich da gut aus.

Dirne So einen wie dich möcht' ich zum Geliebten.

Soldat Ich tät' dir zu viel eifern.

Dirne Das möcht' ich dir schon abgewöhnen.

Soldat Ha –

Dirne Nicht so laut. Manchmal is doch, daß sich ein Wächter her verirrt. Sollt man glauben, daß wir da mitten in der Wienerstadt sind?

Soldat Daher komm, daher.

Dirne Aber was fällt dir denn ein, wenn wir da ausrutschen, liegen wir im Wasser unten.

Soldat hat sie gepackt Ah, du –

Dirne Halt dich nur fest an.

Soldat Hab kein' Angst...

Dirne Auf der Bank wär's schon besser gewesen.

Soldat Da oder da... Na, krall aufi.

Dirne Was laufst denn so –

Soldat Ich muß in die Kasern', ich komm' eh schon zu spät.

Dirne Geh, du, wie heißt denn?

Soldat Was interessiert dich denn das, wie ich heiß'?

Dirne Ich heiß' Leocadia.

Soldat Ha! – So an' Namen hab' ich auch noch nie gehört.

Dirne Du!

Soldat Na, was willst denn?

Dirne Geh, ein Sechserl für'n Hausmeister gib mir wenigstens! –

Soldat Ha!... Glaubst, ich bin deine Wurzen... Servus! Leocadia...

Dirne Strizzi! Fallott! –

Er ist verschwunden.

Prater. Sonntagabend.

Ein Weg, der vom Wurstelprater aus in die dunkeln Alleen führt. Hier hört man noch die wirre Musik aus dem Wurstelprater; auch die Klänge vom Fünfkreuzertanz, eine ordinäre Polka, von Bläsern gespielt.

Der Soldat. Das Stubenmädchen.

Stubenmädchen Jetzt sagen S' mir aber, warum S' durchaus schon haben fortgehen müssen.

Soldat lacht verlegen, dumm.

Stubenmädchen Es ist doch so schön gewesen. Ich tanz' so gern.

Soldat faßt sie um die Taille.

Stubenmädchen *läßt's geschehen* Jetzt tanzen wir ja nimmer. Warum halten S' mich so fest?

Soldat Wie heißen S'? Kathi?

Stubenmädchen Ihnen ist immer eine Kathi im Kopf.

Soldat Ich weiß, ich weiß schon... Marie.

Stubenmädchen Sie, da ist aber dunkel. Ich krieg' so eine Angst.

Soldat Wenn ich bei Ihnen bin, brauchen S' Ihnen nicht zu fürchten. Gott sei Dank, mir sein mir!

Stubenmädchen Aber wohin kommen wir denn da? Da ist ja kein Mensch mehr. Kommen S', gehn wir zurück! – Und so dunkel!

Soldat zieht an seiner Virginierzigarre, daß das rote Ende leuchtet 's wird schon lichter! Haha! Oh, du Schatzerl!

Stubenmädchen Ah, was machen S' denn? Wenn ich das gewußt hätt'!

Soldat Also der Teufel soll mich holen, wenn eine heut beim Swoboda mollerter gewesen ist als Sie, Fräul'n Marie.

Stubenmädchen Haben S' denn bei allen so probiert?

Soldat Was man so merkt, beim Tanzen. Da merkt man gar viel! Ha!

Stubenmädchen Aber mit der blonden mit dem schiefen Gesicht haben S' doch mehr 'tanzt als mit mir.

Soldat Das ist eine alte Bekannte von einem meinigen Freund.

Stubenmädchen Von dem Korporal mit dem aufdrehten Schnurrbart?

Soldat Ah nein, das ist der Zivilist gewesen, wissen S', der im Anfang am Tisch mit mir g'sessen ist, der so heis'rig red't.

Stubenmädchen Ah, ich weiß schon. Das ist ein kecker Mensch.

Soldat Hat er Ihnen was 'tan? Dem möcht' ich's zeigen! Was hat er Ihnen 'tan?

Stubenmädchen O nichts – ich hab nur gesehn, wie er mit die andern ist.

Soldat Sagen S', Fräulein Marie...

Stubenmädchen Sie werden mich verbrennen mit Ihrer Zigarrn.

Soldat Pahdon! – Fräul'n Marie. Sagen wir uns Du.

Stubenmädchen Wir sein noch nicht so gute Bekannte. –

Soldat Es können sich gar viele nicht leiden und sagen doch Du zueinander.

Stubenmädchen 's nächstemal, wenn wir... Aber, Herr Franz –

Soldat Sie haben sich meinen Namen g'merkt?

Stubenmädchen Aber, Herr Franz...

Soldat Sagen S' Franz, Fräulein Marie.

Stubenmädchen So sein S' nicht so keck – aber pst, wenn wer kommen tät!

Soldat Und wenn schon einer kommen tät, man sieht ja nicht zwei Schritt weit.

Stubenmädchen Aber um Gottes willen, wohin kommen wir denn da?

Soldat Sehn S', da sind zwei grad wie mir.

Stubenmädchen Wo denn? Ich seh' gar nichts.

Soldat Da... vor uns.

Stubenmädchen Warum sagen S' denn: zwei wie mir? –

Soldat Na, ich mein' halt, die haben sich auch gern.

Stubenmädchen Aber geben S' doch acht, was ist denn da, jetzt wär' ich beinah g'fallen.

Soldat Ah, das ist das Gatter von der Wiesen.

Stubenmädchen Stoßen S' doch nicht so, ich fall' ja um.

Soldat Pst, nicht so laut.

Stubenmädchen Sie, jetzt schrei' ich aber wirklich. – Aber was machen S' denn... aber –

Soldat Da ist jetzt weit und breit keine Seel'.

Stubenmädchen So gehn wir zurück, wo Leut' sein.

Soldat Wir brauchen keine Leut', was, Marie, wir brauchen... dazu... haha.

Stubenmädchen Aber, Herr Franz, bitt' Sie, um Gottes willen, schau'n S', wenn ich das... gewußt... oh... oh... komm!

Soldat *selig* Herrgott noch einmal... ah...

Stubenmädchen Ich kann dein G'sicht gar nicht sehn.

Soldat A was – G'sicht

Soldat Ja, Sie, Fräul'n Marie, da im Gras können S' nicht liegen bleiben.

Stubenmädchen Geh, Franz, hilf mir.

Soldat Na, komm zugi.

Stubenmädchen O Gott, Franz.

Soldat Naja, was ist denn mit dem Franz?

Stubenmädchen Du bist ein schlechter Mensch, Franz.

Soldat Ja, ja. Geh, wart ein bisschen.

Stubenmädchen Was laßt mich denn aus?

Soldat Na, die Virginier werd' ich mir doch anzünden dürfen.

Stubenmädchen Es ist so dunkel.

Soldat Morgen früh ist schon wieder licht.

Stubenmädchen Sag wenigstens, hast mich gern?

Soldat Na, das muß doch g'spürt haben, Fräul'n Marie, ha!

Stubenmädchen Wohin gehn wir denn?

Soldat Na, zurück.

Stubenmädchen Geh, bitt' dich, nicht so schnell!

Soldat Na, was ist denn? Ich geh' nicht gern in der finstern.

Stubenmädchen Sag, Franz, hast mich gern?

Soldat Aber grad hab' ich's g'sagt, daß ich dich gern hab'!

Stubenmädchen Geh, willst mir nicht ein Pussel geben?

Soldat *gnädig* Da... Hörst – jetzt kann man schon wieder die Musik hören.

Stubenmädchen Du möcht'st am End' gar wieder tanzen gehn?

Soldat Na freilich, was denn?

Stubenmädchen Ja, Franz, schau, ich muß zu Haus gehn. Sie werden eh schon schimpfen, mei' Frau ist so eine... die möcht' am liebsten, man ging' gar nicht fort.

Soldat Naja, geh halt zu Haus.

Stubenmädchen Ich hab' halt 'dacht, Herr Franz, Sie werden mich z' Haus führen.

Soldat Z' Haus führen? Ah!

Stubenmädchen Gehn S', es ist so traurig, allein z' Haus gehn.

Soldat Wo wohnen S' denn?

Stubenmädchen Es ist gar nicht so weit – in der Porzellangasse.

Soldat So? Ja, da haben wir ja einen Weg... aber jetzt ist's mir zu früh... jetzt wird noch 'draht, heut hab' ich über Zeit... Vor zwölf brauch' ich nicht in der Kasern' zu sein. I' geh' noch tanzen.

Stubenmädchen Freilich, ich weiß schon, jetzt kommt die Blonde mit dem schiefen Gesicht dran!

Soldat Ha! – Der ihr G'sicht ist gar nicht so schief.

Stubenmädchen O Gott, sein die Männer schlecht. Was, Sie machen's sicher mit einer jeden so.

Soldat Das wär' z'viel! –

Stubenmädchen Franz, bitt' schön, heut nimmer, – heut bleiben S' mit mir, schau S' –

Soldat Ja, ja, ist schon gut. Aber tanzen werd' ich doch noch dürfen.

Stubenmädchen Ich tanz' heut mit kein' mehr!

Soldat Da ist er ja schon...

Stubenmädchen Wer denn?

Soldat Der Swoboda! Wie schnell wir wieder da sein. Noch immer spielen s' das... tadarada tadarada *Singt mit* ... Also wannst auf mich warten willst, so führ' ich dich z' Haus... wenn nicht... Servas –

Stubenmädchen Ja, ich werd' warten.

Sie treten in den Tanzsaal ein.

Soldat Wissen S', Fräul'n Marie, ein Glas Bier lassen's Ihnen geben. Zu einer Blonden sich wendend, die eben mit einem Burschen vorbeitanzt, sehr hochdeutsch Mein Fräulein, darf ich bitten? –

3.) Stefan Zweig: „Die Welt von Gestern“ Erinnerungen eines Europäers

S. 82-87

Wie ich die Courage fand, eine kleine dichterische Arbeit der ›Neuen Freien Presse‹, dem Orakel meiner Väter und der Heimstatt der siebenfach Gesalbten, anzubieten, ist mir heute nicht mehr faßbar. Aber schließlich, mehr als eine Zurückweisung konnte mir nicht widerfahren. Der Redakteur des Feuilletons empfing dort bloß an einem Tage der Woche zwischen zwei und drei Uhr, da durch den regelmäßigen Turnus der berühmten, festangestellten Mitarbeiter nur ganz selten Raum für die Arbeit eines Außenseiters war. Nicht ohne Herzklopfen stieg ich die kleine Wendeltreppe zu dem Büro empor und ließ mich anmelden. Nach einigen Minuten kam der Diener zurück, der Herr Feuilletonredakteur lasse bitten, und ich trat in das enge, schmale Zimmer.

Der Feuilletonredakteur der ›Neuen Freien Presse‹ hieß Theodor Herzl, und es war der erste Mann welthistorischen Formats, dem ich in meinem Leben gegenüberstand – freilich ohne selbst zu wissen, welch ungeheure Wendung seine Person im Schicksal des jüdischen Volkes und in der Geschichte unserer Zeit zu erschaffen berufen war. Seine Stellung war damals noch zwiespältig und unübersehbar. Er hatte mit dichterischen Versuchen begonnen, früh eine blendende journalistische Begabung gezeigt und war zuerst als Pariser Korrespondent, dann als Feuilletonist der ›Neuen Freien Presse‹ der Liebling des Wiener Publikums geworden. Seine Aufsätze, heute noch bezaubernd durch ihren Reichtum an scharfen und oft weisen Beobachtungen, ihre stilistische Anmut, ihren edlen Charme, der selbst im Heiteren wie Kritischen nie die eingeborene Noblesse verlor, waren das Kultivierteste, was man sich im Journalistischen erdenken konnte, und das Entzücken einer Stadt, die für Subtiles den Sinn sich geschult hatte. Auch im Burgtheater hatte er mit einem Stück Erfolg gehabt, und nun war er ein angesehener Mann, vergöttert von der Jugend, geachtet von unseren Vätern, bis eines Tages das Unerwartete geschah. Das Schicksal weiß immer sich einen Weg zu finden, um den Menschen, den es

braucht für seine geheimen Zwecke, heranzuholen, auch wenn er sich verbergen will.

Theodor Herzl hatte in Paris ein Erlebnis gehabt, das ihm die Seele erschütterte, eine jener Stunden, die eine ganze Existenz verändern: er hatte als Korrespondent der öffentlichen Degradierung Alfred Dreyfus' beigewohnt, hatte gesehen, wie man dem bleichen Mann die Epauletten abriß, während er laut ausrief: »Ich bin unschuldig.« Und er hatte bis ins innerste Herz gewußt in dieser Sekunde, daß Dreyfus unschuldig war und daß er diesen grauenhaften Verdacht des Verrats einzig auf sich geladen dadurch, daß er Jude war. Nun hatte Theodor Herzl in seinem aufrechten männlichen Stolz schon als Student unter dem jüdischen Schicksal gelitten – vielmehr, er hatte es in seiner ganzen Tragik schon vorausgelitten zu einer Zeit, da es kaum ein ernstliches Schicksal zu sein schien, dank seines prophetischen Instinkts der Ahnung. Mit dem Gefühl, zum Führer geboren zu sein, wozu ihn seine prachtvoll imposante äußere Erscheinung nicht minder als die Großzügigkeit seines Denkens und seine Weltkenntnis berechtigte, hatte er damals den phantastischen Plan gefaßt, dem jüdischen Problem ein für allemal ein Ende zu bereiten, und zwar durch Vereinigung des Judentums mit dem Christentum auf dem Wege freiwilliger Massentaufe. Immer dramatisch denkend, hatte er sich ausgemalt, wie er in langem Zuge die Tausende und Abertausende der Juden Österreichs zur Stefanskirche führen würde, um dort in einem vorbildlich symbolischen Akt das gejagte, heimatlose Volk für immer vom Fluch der Absonderung und des Hasses zu erlösen. Bald hatte er das Unausführbare dieses Plans erkannt, Jahre eigener Arbeit hatten ihn vom Urproblem seines Lebens, das zu ›lösen‹ er als seine wahre Aufgabe erkannte, abgelenkt; jetzt aber, in dieser Sekunde der Degradierung Dreyfus', fuhr der Gedanke der ewigen Ächtung seines Volkes wie ein Dolch ihm in die Brust. Wenn Absonderung unvermeidlich ist, sagte er sich, dann eine vollkommene! Wenn Erniedrigung unser Schicksal immer wieder wird, dann ihm begegnen durch Stolz. Wenn wir leiden an unserer Heimatlosigkeit, dann eine Heimat uns selbst aufbauen! So veröffentlichte er seine Broschüre ›Der Judenstaat‹, in der er proklamierte, alle assimilatorische Angleichung, alle Hoffnung auf totale Toleranz sei für das jüdische Volk

unmöglich. Es müsse eine neue, eine eigene Heimat gründen in seiner alten Heimat Palästina.

Ich saß, als diese knappe, aber mit der Durchschlagskraft eines stählernen Bolzens versehene Broschüre erschien, noch im Gymnasium, kann mich aber der allgemeinen Verblüffung und Verärgerung der Wiener bürgerlich-jüdischen Kreise wohl erinnern. Was ist, sagten sie unwirsch, in diesen sonst so gescheiten, witzigen und kultivierten Schriftsteller gefahren? Was treibt und schreibt er für Narrheiten? Warum sollen wir nach Palästina? Unsere Sprache ist deutsch und nicht hebräisch, unsere Heimat das schöne Österreich. Geht es uns nicht vortrefflich unter dem guten Kaiser Franz Joseph? Haben wir nicht unser anständiges Fortkommen, unsere gesicherte Stellung? Sind wir nicht gleichberechtigte Staatsangehörige, nicht eingesessene und treue Bürger dieses geliebten Wien? Und leben wir nicht in einer fortschrittlichen Zeit, welche alle konfessionellen Vorurteile in ein paar Jahrzehnten beseitigen wird? Warum gibt er, der doch als Jude spricht und dem Judentum helfen will, unseren bösesten Feinden Argumente in die Hand und versucht uns zu sondern, da doch jeder Tag uns näher und inniger der deutschen Welt verbindet? Die Rabbiner ereiferten sich von den Kanzeln, der Leiter der ›Neuen Freien Presse‹ verbot, das Wort Zionismus in seiner ›fortschrittlichen‹ Zeitung auch nur zu erwähnen. Der Thersites der Wiener Literatur, der Meister des giftigen Spotts, Karl Kraus, schrieb eine Broschüre ›Eine Krone für Zion‹, und wenn Theodor Herzl das Theater betrat, murmelte man spöttelnd durch alle Reihen: »Seine Majestät ist erschienen!«

Im ersten Augenblick konnte Herzl sich mißverstanden fühlen; Wien, wo er sich durch seine jahrelange Beliebtheit am sichersten vermeinte, verließ und verlachte ihn sogar. Aber dann dröhnte die Antwort mit solcher Wucht und Ekstase so plötzlich zurück, daß er beinahe erschrak, eine wie mächtige, ihn weit überwachsene Bewegung er mit seinen paar Dutzend Seiten in die Welt gerufen. Sie kam freilich nicht von den behaglich lebenden, wohlsituierten bürgerlichen Juden des Westens, sondern von den riesigen Massen des Ostens, von dem galizischen, dem polnischen, dem russischen Ghettoproletariat. Ohne es zu ahnen, hatte Herzl mit seiner Broschüre den unter der Asche der Fremde glühenden Kern des Judentums zum Aufflammen gebracht, den tausendjährigen

messianischen Traum der in den heiligen Büchern bekräftigten Verheißung der Rückkehr ins Gelobte Land – diese Hoffnung und zugleich religiöse Gewißheit, welche einzig jenen getretenen und geknechteten Millionen das Leben noch sinnvoll machte. Immer, wenn einer – Prophet oder Betrüger – in den zweitausend Jahren des Golus an diese Saite gerührt, war die ganze Seele des Volkes in Schwingung gekommen, nie aber so gewaltig wie diesmal, nie mit solchem brausenden, rauschenden Widerhall. Mit ein paar Dutzend Seiten hatte ein einzelner Mann eine verstreute, verzwestete Masse zur Einheit geformt.

Dieser erste Augenblick, solange die Idee noch traumhaft ungewisse Formen hatte, war bestimmt, der glücklichste in Herzls kurzem Leben zu sein. Sobald er begann, die Ziele im realen Raum zu fixieren, die Kräfte zu binden, mußte er erkennen, wie disparat dieses sein Volk geworden war unter den verschiedenen Völkern und Schicksalen, hier die religiösen, dort die freigeistigen, hier die sozialistischen, dort die kapitalistischen Juden, in allen Sprachen gegeneinander eifernd und alle unwillig, sich einer einheitlichen Autorität zu fügen. In jenem Jahr 1901, da ich ihn zum ersten Male sah, stand er mitten im Kampf und war vielleicht auch mit sich selbst im Kampf; noch glaubte er dem Gelingen nicht genug, um die Stellung, die ihn und seine Familie ernährte, aufzugeben. Noch mußte er sich teilen in den kleinen journalistischen Dienst und die Aufgabe, die sein wahres Leben war. Noch war es der Feuilletonredakteur Theodor Herzl, der mich damals empfing.

Theodor Herzl erhob sich, um mich zu begrüßen, und unwillkürlich empfand ich, daß das höhnisch gemeinte Witzwort ›der König von Zion‹ etwas Wahres traf: er sah wirklich königlich aus mit seiner hohen, freien Stirne, seinen klaren Zügen, seinem langen, fast bläulichschwarzen Priesterbart und seinen tiefblauen, melancholischen Augen. Die weiten, etwas theatralischen Gesten wirkten bei ihm nicht erkünstelt, weil sie durch eine natürliche Hoheit bedingt waren, und es hätte nicht dieser besonderen Gelegenheit bedurft, um ihn mir imposant erscheinen zu lassen. Selbst vor dem abgenutzten, mit Papier überhäuftem Schreibtisch in dieser kläglich engen, einfenstrigen Redaktionsstube wirkte er wie ein beduinischer Wüstenscheich; ein wallender weißer Burnus hätte ihn ebenso natürlich gekleidet wie sein sorgfältig

geschnittener, sichtlich nach Pariser Muster gehaltener schwarzer Cutaway. Nach einer kurzen, absichtlich eingeschalteten Pause – er liebte diese kleinen Effekte, wie ich später oft bemerkte, und hatte sie wohl im Burgtheater studiert – reichte er mir herablassend und doch durchaus gütig die Hand. Auf den Sessel neben sich weisend, fragte er: »Ich glaube, ich habe Ihren Namen schon irgendwo gehört oder gelesen. Gedichte, nicht wahr?« Ich mußte zustimmen. »Nun«, lehnte er sich zurück. »Was bringen Sie mir?«

Ich berichtete, daß ich ihm gerne eine kleine Prosaarbeit vorgelegt hätte, und überreichte ihm das Manuskript. Er sah das Titelblatt an, schlug über bis zur letzten Seite, um den Umfang zu messen, lehnte sich dann noch tiefer in den Sessel zurück. Und zu meinem Erstaunen (ich hatte es nicht erwartet) bemerkte ich, daß er bereits das Manuskript zu lesen begonnen hatte. Er las langsam, immer ein Blatt zurücklegend, ohne aufzublicken. Als er das letzte Blatt gelesen hatte, faltete er langsam das Manuskript zusammen, tat es umständlich und noch immer ohne mich anzusehen in ein Couvert und schrieb mit Blaustift einen Vermerk darauf. Dann erst, nachdem er mich mit diesen geheimnisvollen Machinationen genügend lang in Spannung gehalten, hob er den schweren, dunklen Blick zu mir auf und sagte mit bewußter, langsamer Feierlichkeit: »Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Ihre schöne Arbeit für das Feuilleton der ›Neuen Freien Presse‹ angenommen ist.« Es war, als ob Napoleon auf dem Schlachtfelde einem jungen Sergeanten das Ritterkreuz der Ehrenlegion anheftete.

Dies scheint an sich eine kleine, belanglose Episode. Aber man muß Wiener und Wiener jener Generation sein, um zu verstehen, welchen Ruck nach oben diese Förderung bedeutete. Ich war damit in meinem neunzehnten Jahr über Nacht in eine Prominentenstellung aufgerückt, und Theodor Herzl, der mir von dieser ersten Stunde an gütig zugetan blieb, nutzte gleich einen zufälligen Anlaß, um in einem seiner nächsten Aufsätze zu schreiben, man solle in Wien nicht an eine Dekadenz der Kunst glauben. Im Gegenteil, es gebe neben Hofmannsthal jetzt eine Reihe junger Talente, von denen das Beste zu erwarten sei, und er nannte an erster Stelle meinen Namen. Ich habe es immer als besondere Auszeichnung empfunden, daß es ein Mann von der überragenden Bedeutung Theodor Herzls war, der als erster für mich öffentlich an einer

weithin sichtbaren und darum verantwortungsvollen Stelle eingetreten ist, und es war für mich ein schwerer Entschluß, mich – scheinbar in Undank – nicht, wie er es gewünscht hätte, tätig und sogar mitführend seiner zionistischen Bewegung anschließen zu können.

Aber eine rechte Bindung wollte mir nicht gelingen; mich befremdete vor allem die heute wohl nicht mehr vorstellbare Art der Respektlosigkeit, mit der sich gerade die eigentlichen Parteigenossen zu Herzls Person stellten. Die östlichen warfen ihm vor, er verstünde nichts vom Judentum, er kenne ja nicht einmal seine Gebräuche, die Nationalökonomien betrachteten ihn als Feuilletonisten, jeder hatte seinen eigenen Einwand und nicht immer der respektvollsten Art. Ich wußte, wie sehr gerade damals vollkommen ergebene Menschen und besonders junge Menschen Herzl wohlgetan und notgetan hätten, und der zänkische, rechthaberische Geist dieses ständigen Opponierens, der Mangel an redlicher, herzlicher Subordination in diesem Kreise entfremdete mich der Bewegung, der ich mich nur um Herzls willen neugierig genähert hatte. Als wir einmal über dies Thema sprachen, gestand ich ihm offen meinen Unmut über die mangelnde Disziplin in seinen Reihen. Er lächelte etwas bitter und sagte: »Vergessen Sie nicht, wir sind seit Jahrhunderten an das Spielen mit Problemen, an den Streit mit Ideen gewöhnt. Wir Juden haben ja seit zweitausend Jahren historisch gar keine Praxis, etwas Reales in die Welt zu setzen. Die unbedingte Hingabe muß man erst lernen, und ich selbst habe sie noch heute nicht erlernt, denn ich schreibe noch immer zwischendurch Feuilletons und bin noch immer Feuilletonredakteur der ›Neuen Freien Presse‹, während es meine Pflicht wäre, keinen Gedanken außer dem einen zu haben, keinen Strich für irgend etwas anderes auf ein Blatt Papier zu tun. Aber ich bin schon unterwegs, mich da zu bessern, ich will die unbedingte Hingabe erst selbst lernen, und vielleicht lernen da die anderen mit.« Ich weiß noch, daß diese Worte auf mich tiefen Eindruck machten, denn wir alle verstanden nicht, daß Herzl sich so lange nicht entschließen konnte, seine Stellung bei der ›Neuen Freien Presse‹ aufzugeben – wir meinten, um seiner Familie willen. Daß dem nicht so war und er sogar sein eigenes Privatvermögen der Sache geopfert hatte, erfuhr die Welt erst viel später. Und wie sehr er selbst unter diesem Zwiespalt gelitten hat, erwies mir

nicht nur dieses Gespräch, sondern auch viele Aufzeichnungen in seinen Tagebüchern bezeugen es.

Ich sah ihn dann noch mehrmals, aber von allen Begegnungen ist mir nur eine als wichtige erinnerlich und unvergeßlich, vielleicht, weil sie die letzte war. Ich war im Ausland gewesen – nicht anders als brieflich mit Wien in Verbindung –, endlich traf ich ihn eines Tages im Stadtpark. Er kam offenbar aus der Redaktion, ging sehr langsam und ein wenig in sich gebeugt; es war nicht mehr der alte, schwingende Schritt. Ich grüßte höflich und wollte vorüber, aber er kam rasch emporgestraft auf mich zu, bot mir die Hand: »Warum verstecken Sie sich? Sie haben das gar nicht nötig.« Daß ich so oft ins Ausland flüchtete, rechnete er mir hoch an. »Es ist unser einziger Weg«, sagte er. »Alles, was ich weiß, habe ich im Ausland gelernt. Nur dort gewöhnt man sich, in Distanzen zu denken. Ich bin überzeugt, ich hätte hier nie den Mut zu jener ersten Konzeption gehabt, man hätte sie mir zerstört, solange sie noch im Keimen und Wachsen war. Aber Gott sei Dank, als ich sie herbrachte, war schon alles fertig, und sie konnten nicht mehr tun, als das Bein aufheben.« Er sprach dann sehr bitter über Wien; hier habe er die stärksten Hemmungen gefunden, und kämen nicht von außen, von Osten besonders und nun auch von Amerika, neue Impulse, er wäre schon müde geworden. »Überhaupt«, sagte er, »mein Fehler war, daß ich zu spät begonnen habe. Viktor Adler, der war mit dreißig Jahren Führer der Sozialdemokratie, in seinen besten, ureigentlichen Kampffahren, und von den Großen der Geschichte will ich gar nicht reden. Wenn Sie wüßten, wie ich leide im Gedanken an die verlorenen Jahre – daß ich nicht früher an meine Aufgabe herangekommen bin. Wäre meine Gesundheit so gut wie mein Wille, dann stünde alles noch gut, aber Jahre kauft man nicht mehr zurück.« Ich begleitete ihn noch lange des Weges bis zu seinem Hause. Dort blieb er stehen und gab mir die Hand und sagte: »Warum kommen Sie nie zu mir? Sie haben mich nie zu Hause besucht. Telephonieren Sie vorher an, ich mache mich schon frei.« Ich versprach es ihm, fest entschlossen, das Versprechen nicht zu halten, denn je mehr ich einen Menschen liebe, desto mehr ehre ich seine Zeit.

Aber ich bin dennoch zu ihm gekommen, und schon wenige Monate später. Die Krankheit, die ihn damals zu beugen begann, hatte ihn plötzlich gefällt, und nur zum Friedhof mehr konnte ich ihn begleiten. Ein sonderbarer Tag war es, ein

Tag im Juli, unvergeßlich jedem, der ihn miterlebte. Denn plötzlich kamen auf allen Bahnhöfen der Stadt, mit jedem Zug, bei Tag und Nacht, aus allen Reichen und Ländern, Menschen gefahren, westliche, östliche, russische, türkische Juden, aus allen Provinzen und kleinen Städten stürmten sie plötzlich herbei, den Schreck der Nachricht noch im Gesicht; niemals spürte man deutlicher, was früher das Gestreite und Gerede unsichtbar gemacht, daß es der Führer einer großen Bewegung war, der hier zu Grabe getragen wurde. Es war ein endloser Zug. Mit einemmal merkte Wien, daß hier nicht nur ein Schriftsteller oder mittlerer Dichter gestorben war, sondern einer jener Gestalter von Ideen, wie sie in einem Land, in einem Volk nur in ungeheuren Intervallen sich sieghaft erheben. Am Friedhof entstand ein Tumult; zu viele strömten plötzlich zu seinem Sarg, weinend, heulend, schreiend in einer wild explodierenden Verzweiflung, es wurde ein Toben, ein Wüten fast; alle Ordnung war zerbrochen durch eine Art elementarer und ekstatischer Trauer, wie ich sie niemals vordem und nachher bei einem Begräbnis gesehen. Und an diesem ungeheuren, aus der Tiefe eines ganzen Millionenvolkes stoßhaft aufstürmenden Schmerz konnte ich zum erstenmal ermessen, wieviel Leidenschaft und Hoffnung dieser einzelne und einsame Mensch durch die Gewalt seines Gedankens in die Welt geworfen.

S. 206-208

Bei meiner Ankunft vor einem Jahre hatte ich an der schweizerischen Grenzstation in Buchs eine aufregende Minute erlebt. Jetzt bei der Rückkehr stand mir eine nicht minder unvergeßliche an der österreichischen in Feldkirch bevor. Schon beim Aussteigen hatte ich eine merkwürdige Unruhe bei den Grenzbeamten und Polizisten wahrgenommen. Sie achteten nicht besonders auf uns und erledigten höchst lässig die Revision: offenbar warteten sie auf etwas Wichtigeres. Endlich kam der Glockenschlag, der das Nahen eines Zuges von der österreichischen Seite ankündigte. Die Polizisten stellten sich auf, alle Beamten eilten aus ihren Verschlägen, ihre Frauen offenbar verständigt, drängten sich auf dem Perron zusammen; insbesondere fiel mir unter den Wartenden eine alte Dame in Schwarz mit ihren beiden Töchtern auf, nach ihrer

Haltung und Kleidung vermutlich eine Aristokratin. Sie war sichtlich erregt und fuhr immer wieder mit dem Taschentuch an ihre Augen.

Langsam, ich möchte fast sagen, majestätisch rollte der Zug heran, ein Zug besonderer Art, nicht die abgenutzten, vom Regen verwaschenen gewöhnlichen Passagierwaggons, sondern schwarze, breite Wagen, ein Salonzug. Die Lokomotive hielt an. Eine fühlbare Bewegung ging durch die Reihen der Wartenden, ich wußte noch immer nicht warum. Da erkannte ich hinter der Spiegelscheibe des Waggons hoch aufgerichtet Kaiser Karl, den letzten Kaiser von Österreich, und seine schwarzgekleidete Gemahlin, Kaiserin Zita. Ich schrak zusammen: der letzte Kaiser von Österreich, der Erbe der habsburgischen Dynastie, die siebenhundert Jahre das Land regiert, verließ sein Reich! Obwohl er die formelle Abdankung verweigert, hatte die Republik ihm die Abreise unter allen Ehren gestattet oder sie vielmehr von ihm erzwungen. Nun stand der hohe ernste Mann am Fenster und sah zum letztenmal die Berge, die Häuser, die Menschen seines Landes. Es war ein historischer Augenblick, den ich erlebte – und doppelt erschütternd für einen, der in der Tradition des Kaiserreichs aufgewachsen war, der als erstes Lied in der Schule das Kaiserlied gesungen, der später im militärischen Dienst diesem Manne, der da in Zivilkleidung ernst und sinnend blickte, ›Gehorsam zu Land, zu Wasser und in der Luft‹ geschworen. Ich hatte unzählige Male den alten Kaiser gesehen in der heute längst legendär gewordenen Pracht der großen Festlichkeiten, ich hatte ihn gesehen, wie er von der großen Treppe in Schönbrunn, umringt von seiner Familie und den blitzenden Uniformen der Generäle, die Huldigung der achtzigtausend Wiener Schulkinder entgegennahm, die, auf dem weiten grünen Wiesenplan aufgestellt, mit ihren dünnen Stimmen in rührendem Massenchor Haydns ›Gott erhalte‹ sangen. Ich hatte ihn gesehen beim Hofball, bei den Théâtre Paré-Vorstellungen in schimmernder Uniform und wieder im grünen Steirerhut in Ischl zur Jagd fahrend, ich hatte ihn gesehen, gebeugten Hauptes fromm in der Fronleichnamsprozession zur Stefanskirche schreitend – und an jenem nebligen, nassen Wintertag den Katafalk, da man mitten im Kriege den greisen Mann in der Kapuzinergruft zur letzten Ruhe bettete. ›Der Kaiser‹, dieses Wort war für uns der Inbegriff aller Macht, allen Reichtums gewesen, das Symbol von Österreichs Dauer, und man hatte von Kind an gelernt, diese zwei

Silben mit Ehrfurcht auszusprechen. Und nun sah ich seinen Erben, den letzten Kaiser von Österreich, als Vertriebenen das Land verlassen. Die ruhmreiche Reihe der Habsburger, die von Jahrhundert zu Jahrhundert sich Reichsapfel und Krone von Hand zu Hand gereicht, sie war zu Ende in dieser Minute. Alle um uns spürten Geschichte, Weltgeschichte in dem tragischen Anblick. Die Gendarmen, die Polizisten, die Soldaten schienen verlegen und sahen leicht beschämt zur Seite, weil sie nicht wußten, ob sie die alte Ehrenbezeugung noch leisten dürften, die Frauen wagten nicht recht aufzublicken, niemand sprach, und so hörte man plötzlich das leise Schluchzen der alten Frau in Trauer, die von wer weiß wie weit gekommen war, noch einmal ›ihren‹ Kaiser zu sehen. Schließlich gab der Zugführer das Signal. Jeder schrak unwillkürlich auf, die unwiderrufliche Sekunde begann. Die Lokomotive zog mit einem starken Ruck an, als müßte auch sie sich Gewalt antun, langsam entfernte sich der Zug. Die Beamten sahen ihm respektvoll nach. Dann kehrten sie mit jener gewissen Verlegenheit, wie man sie bei Leichenbegräbnissen beobachtet, in ihre Amtslokale zurück. In diesem Augenblick war die fast tausendjährige Monarchie erst wirklich zu Ende. Ich wußte, es war ein anderes Österreich, eine andere Welt, in die ich zurückkehrte.

4.) Joseph Roth: „Hiob. Roman eines einfachen Mannes“

S. 7

Vor vielen Jahren lebte in Zuchnow ein Mann namens Mendel Singer. Er war fromm, gottesfürchtig und gewöhnlich, ein ganz alltäglicher Jude. Er übte den schlichten Beruf eines Lehrers aus. In seinem Haus, das nur aus einer geräumigen Küche bestand, vermittelte er Kindern die Kenntnis der Bibel. Er lehrte mit ehrlichem Eifer und ohne aufsehenerregenden Erfolg. Hunderttausende vor ihm hatten wie er gelebt und unterrichtet.

Unbedeutend wie sein Wesen war sein blasses Gesicht. Ein Vollbart von einem gewöhnlichen Schwarz umrahmte es ganz. Den Mund verdeckte der Bart. Die Augen waren groß, schwarz, träge und halb verhüllt von schweren Lidern. Auf dem Kopf saß eine Mütze aus schwarzem Seidenrips, einem Stoff, aus dem manchmal unmoderne und billige Krawatten gemacht werden. Der Körper steckte im halblangen, landesüblichen jüdischen Kaftan, dessen Schöße flatterten, wenn Mendel Singer durch die Gasse eilte, und die mit hartem, regelmäßigem Flügelschlag an die Schäfte der hohen Lederstiefel pochten.

Singer schien wenig Zeit zu haben und lauter dringende Ziele. Gewiß war sein Leben ständig schwer und zuweilen sogar eine Plage. Eine Frau und drei Kinder mußte er kleiden und nähren. (Mit einem vierten ging sie schwanger.) Gott hatte seinen Lenden Fruchtbarkeit verliehen, seinem Herzen Gleichmut und seinen Händen Armut.

S. 10f

Am Ende jeder Woche brach so der Sabbat an, mit Schweigen, Kerzen und Gesang. Vierundzwanzig Stunden später tauchte er unter in der Nacht, die den grauen Zug der Wochentage anführte, einen Reigen aus Mühsal. An einem heißen Tag im Hochsommer, um die vierte Stunde des Nachmittags, kam Deborah nieder. Ihre ersten Schreie stießen in den Singsang der zwölf lernenden Kinder. Sie gingen alle nach Hause. Sieben Tage Ferien begannen. Mendel

bekam ein neues Kind, ein viertes, einen Knaben. Acht Tage später wurde es beschnitten und Menuchim genannt.

Menuchim hatte keine Wiege. Er schwebte in einem Korb aus geflochtenen Weidenruten in der Mitte des Zimmers, mit vier Seilen an einem Haken im Plafond befestigt wie ein Kronleuchter. Mendel Singer tippte von Zeit zu Zeit mit einem leichten, nicht lieblosen Finger an den hängenden Korb, der sofort anfang zu schaukeln. Diese Bewegung beruhigte den Säugling zuweilen. Manchmal aber half gar nichts gegen seine Lust, zu wimmern und zu schreien. Seine Stimme krächzte über den Stimmen der zwölf lernenden Kinder, profane, häßliche Laute über den heiligen Sätzen der Bibel. Deborah stieg auf einen Schemel und holte den Säugling herunter. Weiß, geschwellt und kolossal entquoll ihre Brust der offenen Bluse und zog die“ und zog die Blicke der Knaben übermächtig auf sich. Alle Anwesenden schien Deborah zu säugen. Ihre eigenen älteren drei Kinder umstanden sie, eifersüchtig und lüstern. Stille brach ein. Man hörte das Schmatzen des Säuglings.

S. 19f

Jemand machte die Tür auf. Der Rabbi stand am Fenster, er kehrte ihr den Rücken, ein schwarzer, schmaler Strich. Plötzlich wandte er sich um. Sie blieb an der Schwelle, auf beiden Armen bot sie ihren Sohn dar, wie man ein Opfer bringt. Sie erhaschte einen Schimmer von dem bleichen Angesicht des Mannes, das eins zu sein schien mit seinem weißen Bart. Sie hatte sich vorgenommen, in die Augen des Heiligen zu sehen, um sich zu überzeugen, daß wirklich in ihnen die mächtige Güte lebe. Aber nun sie hier stand, lag ein See von Tränen vor ihrem Blick, und sie sah den Mann hinter einer weißen Welle aus Wasser und Salz. Er hob die Hand, zwei dürre Finger glaubte sie zu erkennen, Instrumente des Segens. Aber ganz nah hörte sie die Stimme des Rabbi, obwohl er nur flüsterte:

»Menuchim, Mendels Sohn, wird gesund werden. Seinesgleichen wird es nicht viele geben in Israel. Der Schmerz wird ihn weise machen, die Häßlichkeit gütig, die Bitternis milde und die Krankheit stark. Seine Augen werden weit sein und tief, seine Ohren hell und voll Widerhall. Sein Mund wird schweigen,

aber wenn er die Lippen auftun wird, werden sie Gutes künden. Hab keine Furcht, und geh nach Haus!

»Wann, wann, wann wird er gesund werden?« flüsterte Deborah.»

»Nach langen Jahren«, sagte der Rabbi, »aber frage mich nicht weiter, ich habe keine Zeit, und ich weiß nicht mehr. Verlaß deinen Sohn nicht, auch wenn er dir eine große Last ist, gib ihn nicht weg von dir, er kommt aus dir, wie ein gesundes Kind. Und geh!« ...

Draußen machte man ihr Platz. Ihre Wangen waren blaß, ihre Augen trocken, ihre Lippen leicht geöffnet, als atmeten sie lauter Hoffnung. Gnade im Herzen, kehrte sie heim. [...]

Als Deborah heimkehrte, traf sie ihren Mann am Herd. Unwillig besorgte er das Feuer, den Topf, die hölzernen Löffel. Sein gerader Sinn war auf die einfachen, irdischen Dinge gerichtet und vertrug kein Wunder im Bereich der Augen. Er lächelte über den Glauben seiner Frau an den Rabbi. Seine schlichte Frömmigkeit bedurfte keiner vermittelnden Gewalt zwischen Gott und den Menschen. »Menuchim wird gesund werden, aber es wird lange dauern!« Mit diesen Worten betrat Deborah das Haus. »Es wird lange dauern!« wiederholte Mendel wie ein böses Echo.

S. 22f

Einige Tage nach ihrer Rückkehr erachtete Deborah die Zeit für gekommen, Menuchims Korb vom Plafond abzuknöpfen. Nicht ohne Feierlichkeit übergab sie den Kleinen den ältern Kindern. »Ihr werdet ihn spazierenführen!« sagte Deborah. »Wenn er müde wird, werdet ihr ihn tragen. Laßt ihn Gott behüte nicht fallen! Der heilige Mann hat gesagt, er wird gesund. Tut ihm kein Weh.« Von nun an begann die Plage der Kinder.

Sie schleppten Menuchim wie ein Unglück durch die Stadt, sie ließen ihn liegen, sie ließen ihn fallen. Sie ertrugen den Hohn der Altersgenossen schwer, die hinter ihnen herliefen, wenn sie Menuchim spazierenführten. Der Kleine mußte zwischen zweien gehalten werden. Er setzte nicht einen Fuß vor den andern wie ein Mensch. Er wackelte mit seinen Beinen wie mit zwei zerbrochenen Reifen, er blieb stehen, er knickte ein. Schließlich ließen ihn Jonas und Schemarjah liegen. Sie legten ihn in eine Ecke, in einen Sack. Dort

spielte er mit Hundekot, Pferdeäpfeln, Kieselsteinen. Er fraß alles. Er kratzte den Kalk von den Wänden und stopfte sich den Mund voll, hustete dann und wurde blau im Angesicht. Ein Stück Dreck, lagerte er im Winkel. Manchmal fing er an zu weinen. Die Knaben schickten Mirjam zu ihm, damit sie ihn tröste. Zart, kokett, mit hüpfenden dünnen Beinen, einen häßlichen und hassenden Abscheu im Herzen, näherte sie sich ihrem lächerlichen Bruder. Die Zärtlichkeit, mit der sie sein aschgraues, verknittertes Angesicht streichelte, hatte etwas Mörderisches. Sie sah sich vorsichtig um, nach rechts und links, dann kniff sie ihren Bruder in den Schenkel. Er heulte auf, Nachbarn sahen aus den Fenstern. Sie verzerrte das Angesicht zur weinerlichen Grimasse. Alle Menschen hatten Mitleid mit ihr und fragten sie aus.

Eines Tages im Sommer, es regnete, schleppten die Kinder Menuchim aus dem Haus und steckten ihn in den Bottich, in dem sich Regenwasser seit einem halben Jahr gesammelt hatte, Würmer herumschwammen, Obstreste und verschimmelte Brotrinden. Sie hielten ihn an den krummen Beinen und stießen seinen grauen, breiten Kopf ein dutzendmal ins Wasser. Dann zogen sie ihn heraus, mit klopfenden Herzen, roten Wangen, in der freudigen und grausigen Erwartung, einen Toten zu halten. Aber Menuchim lebte. Er röchelte, spuckte das Wasser aus, die Würmer, das verschimmelte Brot, die Obstreste und lebte.”

S. 197f

An diesem Abend saßen die Freunde zu Haus, leer waren die Gassen des Viertels. Um diese Stunde war kein Besuch möglich. Es war gewiß der Wind, der klopfte. »Mendel«, sagte Frau Skowronnek, »Ihr habt die Tür nicht richtig geschlossen.« Da klopfte es noch einmal, deutlich und länger. Alle hielten ein. Der Geruch der Kerzen, der Genuß des Weins, das gelbe, ungewohnte Licht und die alte Melodie hatten die Erwachsenen und die Kinder so nah an die Erwartung eines Wunders gebracht, daß ihr Atem für einen Augenblick aussetzte und daß sie ratlos und blaß einander ansahen, als wollten sie sich fragen, ob der Prophet nicht wirklich Einlaß verlange. Also blieb es still, und niemand wagte, sich zu rühren. Endlich regte sich Mendel. Noch einmal schob er die Teller in die Mitte. Noch einmal schlurfte er zur Tür und öffnete. Da stand ein großgewachsener Fremder im halbdunklen Flur, wünschte guten

Abend und fragte, ob er eintreten dürfe. Skowronnek erhob sich mit einiger Mühe aus seinen Polstern. Er ging zur Tür, betrachtete den Fremden und sagte: »Please!« – wie er es in Amerika gelernt hatte. Der Fremde trat ein. Er trug einen dunklen Mantel, hochgeschlagen war sein Kragen, den Hut behielt er auf dem Kopf, offenbar aus Andacht vor der Feier, in die er geraten war, und weil alle anwesenden Männer mit bedeckten Häuptern dasaßen.

Es ist ein feiner Mann, dachte Skowronnek. Und er knöpfte, ohne ein Wort zu sagen, dem Fremden den Mantel auf. Der Mann verneigte sich und sagte: »Ich heiße Alexej Kossak. Ich bitte um Entschuldigung. Ich bitte sehr um Entschuldigung. Man hat mir gesagt, daß sich ein gewisser Mendel Singer aus Zuchnow bei Ihnen aufhält. Ich möchte ihn sprechen.« »Das bin ich«, sagte Mendel, trat nahe an den Gast und hob den Kopf. Seine Stirn reichte bis zur Schulter des Fremden. »Herr Kossak«, fuhr Mendel fort, »ich habe schon von Ihnen gehört. Ein Verwandter sind Sie.«

»Legen Sie ab, und setzen Sie sich mit uns an den Tisch«, sagte Skowronnek.

Frau Skowronnek erhob sich. Alle rückten zusammen. Man machte dem Fremden Platz. Skowronneks Schwiegersohn stellte noch einen Stuhl an den Tisch. Der Fremde hängte den Mantel an einen Nagel und setzte sich Mendel gegenüber. Man stellte einen Becher Wein vor den Gast. »Lassen Sie sich nicht aufhalten«, bat Kossak, »beten Sie weiter.« Sie fuhren fort. Still und schmal saß der Gast auf seinem Platz. Mendel betrachtete ihn unaufhörlich. Unermüdlich sah Alexej Kossak auf Mendel Singer. Also saßen sie einander gegenüber, umweht von dem Gesang der andern, aber von ihnen getrennt. –

S. 200f

Mit halblauter Stimme begann der Fremde: »Ihr hättet längst von mir Nachricht gehabt, Herr Mendel Singer, wenn ich Eure Adresse gewußt hätte. Aber nach dem Kriege wußte sie niemand mehr. Billes' Schwiegersohn, der Musikant, ist an Typhus gestorben, Euer Haus in Zuchnow stand leer, denn die Tochter Billes' war zu ihren Eltern, die damals schon in Dubno wohnten, geflohen, und in Zuchnow, in Eurem Haus, waren österreichische Soldaten. Nun, nach dem Kriege schrieb ich an meinen Manager hierher, aber der Mann war nicht geschickt genug, er schrieb mir, daß Ihr nicht zu finden seid.«

»Schade um Billes' Schwiegersohn!« sagte Mendel, und er dachte dabei an Menuchim.

»Und nun«, fuhr Kossak fort, »habe ich eine angenehme Nachricht.« Mendel hob den Kopf. »Ich habe Euer Haus gekauft, vom alten Billes, vor Zeugen und auf Grund einer amtlichen Einschätzung. Und das Geld will ich Euch auszahlen.«

»Wieviel macht es?« fragte Mendel.

»Dreihundert Dollar!« sagte Kossak.

Mendel griff sich an den Bart und kämmte ihn mit gespreizten, zitternden Fingern. »Ich danke Ihnen!« sagte er.

»Und was Euren Sohn Jonas betrifft«, sprach Kossak weiter, »so ist er seit dem Jahre 1915 verschollen. Niemand konnte etwas über ihn sagen. Weder in Petersburg noch in Berlin, noch in Wien, noch im Schweizer Roten Kreuz. Ich habe überall angefragt und anfragen lassen. Aber vor zwei Monaten traf ich einen jungen Mann aus Moskau. Er kam eben als Flüchtling über die polnische Grenze, denn, wie Ihr wißt, gehört Zuchnow jetzt zu Polen. Und dieser junge Mann war Jonas' Regimentskamerad gewesen. Er sagte mir, daß er einmal durch Zufall gehört hat, daß Jonas lebt und in der weißgardistischen Armee kämpft. Nun ist es wohl ganz schwer geworden, etwas über ihn zu erfahren. Aber Ihr dürft die Hoffnung immer noch nicht aufgeben.«

S. 205

Heute aber schickte sie ihn ins Zimmer zurück. Er besaß dreihundert Dollar und einen vornehmen Verwandten. »Es schickt sich nicht für Euch, Mister Mendel«, sagte sie. »Laßt Euren Gast nicht allein!« Sie war übrigens schon fertig. Mit den vollen Teegläsern auf dem breiten Tablett betrat sie das Zimmer, gefolgt von Mendel. Der Tee dampfte. Mendel war endlich entschlossen, nach Menuchim zu fragen. Auch Skowronnek fühlte, daß die Frage nicht mehr aufzuschieben war. Er fragte lieber selbst, Mendel, sein Freund, sollte zu dem Weh, das ihm die Antwort bereiten würde, nicht auch noch die Qual zu fragen auf sich nehmen müssen.

»Mein Freund Mendel hatte noch einen armen, kranken Sohn namens Menuchim. Was ist mit ihm geschehn?«

Wieder antwortete der Fremde nicht. Er stocherte mit dem Löffel auf dem Grunde des Glases herum, zerrieb den Zucker, und als wollte er aus dem Tee die Antwort ablesen, sah er auf das hellbraune Glas, und den Löffel immer noch zwischen Daumen und Zeigefinger, die schmale, braune Hand sachte bewegend, sagte er endlich, unerwartet laut, wie mit einem plötzlichen Entschluß:

»Menuchim lebt!«

Es klingt nicht wie eine Antwort, es klingt wie ein Ruf. Unmittelbar darauf bricht ein Lachen aus Mendel Singers Brust. Alle erschrecken und sehen starr auf den Alten. Mendel sitzt zurückgelehnt auf dem Sessel, schüttelt sich und lacht. Sein Rücken ist so gebeugt, daß er die Lehne nicht ganz berühren kann. Zwischen der Lehne und Mendels altem Nacken (weiße Härchen kräuseln sich über dem schäbigen Kragen des Rocks) ist ein weiter Abstand. Mendels langer Bart bewegt sich heftig, flattert beinahe wie eine weiße Fahne und scheint ebenfalls zu lachen. Aus Mendels Brust dröhnt und kichert es abwechselnd. Alle erschrecken, Skowronnek erhebt sich etwas schwerfällig aus den schwellenden Kissen und behindert durch den langen, weißen Kittel, geht um den ganzen Tisch, tritt zu Mendel, beugt sich zu ihm und nimmt mit beiden Händen Mendels beide Hände. Da verwandelt sich Mendels Lachen in Weinen, er schluchzt, und die Tränen fließen aus den alten, halb verhüllten Augen in den wild wuchernden Bart, verlieren sich im wüsten Gestrüpp, andere bleiben lange und rund und voll wie gläserne Tropfen in den Haaren hängen.

Endlich ist Mendel ruhig. Er sieht Kossak gerade an und wiederholt:

»Menuchim lebt?«

Der Fremde sieht Mendel ruhig an und sagt: »Menuchim lebt, er ist gesund, es geht ihm sogar gut!«

Mendel faltet die Hände, er hebt sie, so hoch er kann, dem Plafond entgegen. Er möchte aufstehn. Er hat das Gefühl, daß er jetzt aufstehn müßte, gerade werden, wachsen, groß und größer werden, über das Haus hinauf und mit den Händen den Himmel berühren. Er kann die gefalteten Hände nicht mehr lösen. Er blickt zu Skowronnek, und der alte Freund weiß, was er jetzt zu fragen hat, an Mendels Statt.

»Wo ist Menuchim jetzt?« fragt Skowronnek.

Und langsam erwidert Alexej Kossak:

»Ich selbst bin Menuchim.«

S. 215f

Und sie gelangten in eine Welt, wo der weiche Sand gelb war, das weite Meer blau und alle Häuser weiß. Auf der Terrasse vor einem dieser Häuser, an einem kleinen, weißen Tischchen, saß Mendel Singer. Er schlürfte einen goldbraunen Tee. Auf seinen gebeugten Rücken schien die erste warme Sonne dieses Jahres. Die Amseln hüpfen dicht an ihn heran. Ihre Schwestern flöteten indessen vor der Terrasse. Die Wellen des Meeres plätscherten mit sanftem, regelmäßigem Schlag an den Strand. Am blaßblauen Himmel standen ein paar weiße Wölkchen. Unter diesem Himmel war es Mendel recht, zu glauben, daß Jonas sich einmal wieder einfänden würde und Mirjam heimkehren, »schöner als alle Frauen der Welt«, zitierte er im stillen. Er selbst, Mendel Singer, wird nach späten Jahren in den guten Tod eingehen, umringt von vielen Enkeln und »satt am Leben«, wie es im »Hiob« geschrieben stand. Er fühlte ein merkwürdiges und auch verbotenes Verlangen, die Mütze aus altem Seidenrips abzulegen und die Sonne auf seinen alten Schädel scheinen zu lassen. Und zum erstenmal in seinem Leben entblößte Mendel Singer aus freiem Willen sein Haupt, so wie er es nur im Amt getan hatte und im Bad. Die spärlichen, gekräuselten Härchen auf seinem kahlen Kopf bewegte ein Frühlingswind wie seltsame, zarte Pflanzen.

So grüßte Mendel Singer die Welt.

Und eine Möwe stieß wie ein silbernes Geschoß des Himmels unter das Zeltdach der Terrasse. Mendel beobachtete ihren jähen Flug und die schattenhafte, weiße Spur, die sie in der blauen Luft hinterließ.

Da sagte der Sohn: »Nächste Woche fahre ich nach San Franzisko. Auf der Rückkehr spielen wir noch zehn Tage in Chicago. Ich denke, Vater, daß wir in vier Wochen nach Europa fahren können!«

»Mirjam?«

»Heute noch werde ich sie sehen, mit Ärzten sprechen. Alles wird gut werden, Vater. Vielleicht nehmen wir sie mit. Vielleicht wird sie in Europa gesund!«

Sie kehrten ins Hotel zurück. Mendel ging ins Zimmer seines Sohnes. Er war müde.

»Leg dich auf das Sofa, schlaf ein wenig«, sagte der Sohn. »In zwei Stunden bin ich wieder hier!«

Mendel legte sich gehorsam. Er wußte, wohin sein Sohn ging. Zur Schwester ging er. Er war ein wunderbarer Mensch, der Segen ruhte auf ihm, gesund würde er Mirjam machen.

Mendel erblickte eine große Photographie in rostbraunem Rahmen auf dem kleinen Spiegeltisch. »Gib mir das Bild!« bat er.

Er betrachtete es lange. Er sah die junge, blonde Frau in einem hellen Kleid, hell wie der Tag, in einem Garten saß sie, durch den der Wind spazierenging und die Sträucher am Rande der Beete bewegte. Zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, standen neben einem kleinen, eselbespannten Wagen, wie sie in manchen Gärten als spielerisches Vehikel gebraucht werden.

»Gott segne sie!« sagte Mendel.

Der Sohn ging. Der Vater blieb auf dem Sofa, die Photographie legte er sachte neben sich. Sein müdes Auge schweifte durchs Zimmer zum Fenster. Von seinem tiefgelagerten Sofa aus konnte er einen vielgezackten, wolkenlosen Ausschnitt des Himmels sehn. Er nahm noch einmal das Bild vor. Da war seine Schwiegertochter, Menuchims Frau, da waren die Enkel, Menuchims Kinder. Betrachtete er das Mädchen genauer, glaubte er, ein Kinderbild Deborahs zu sehn. Tot war Deborah, mit fremden, jenseitigen Augen erlebte sie vielleicht das Wunder. Dankbar erinnerte sich Mendel an ihre junge Wärme, die er einst gekostet hatte, ihre roten Wangen, ihre halboffenen Augen, die im Dunkel der Liebesnächte geleuchtet hatten, schmale, lockende Lichter. Tote Deborah! Er stand auf, schob einen Sessel an das Sofa, stellte das Bild auf den Sessel und legte sich wieder hin. Während sie sich langsam schlossen, nahmen seine Augen die ganze blaue Heiterkeit des Himmels in den Schlaf hinüber und die Gesichter der neuen Kinder. Neben ihnen tauchten aus dem braunen Hintergrund des Porträts Jonas und Mirjam auf. Mendel schlief ein. Und er ruhte aus von der Schwere des Glücks und der Größe der Wunder.”

5.) Robert Schindel: „Gebürtig“

S. 9-11

Was soll der fünfunddreißigjährige Stiglitz, blond und aus Oberösterreich mit der jüdisch-wienerischen Singer aus Ottakring reden, frag ich mich, und sicher fragt sich das Stiglitz auch. Dabei kennen die beiden einander. Sie haben gemeinsame Freunde, Danny Demant und mich zum Beispiel, sie sehen sich bei Festen jetzt wie früher bei Demos und immer in den Beiseln. Sie wissen solala voneinander. Stiglitz steht hier, weil daheim niemand ist, und er schaut den Frauen in die Augen und trinkt Wein. Mascha wartet auf Freunde und Bekannte und läßt sich anschauen. Mit den Augenwinkeln hat sie Demant bemerkt, wird noch einige Floskeln mit Erich wechseln und dann zu Dannys Tisch gehen. Erich nickt zu Demant hin, wird aber stehenbleiben, denn bei Danny wird geredet, geredet, da geht man mit Sicherheit allein heim.

Weil Mascha von den Floskeln zu den Pausen zwischen den Floskeln übergeht, bemerkt Erich, daß sie alsdann Weggehen will. Ihm steigt die Magensäure hoch, er schaut in die Augen der Schwarzen und sagt: Mauthausen ist eine schöne Gegend.

Mascha nickt und hört auf mit dem Nicken. Jetzt muß mir die Luft wegbleiben, denkt sie sich, denn bei solchen Bemerkungen ist sie immer schon starr geworden. Sie hat nie erfahren können, ob sie so was aufregt, denn sie hat sich ganz einfach aufgeregt.

Hörst du, sagt sie, das ist eine geschmacklose Bemerkung. Aber geh, sagt er, ich bin dort aufgewachsen. Ich weiß es. Die Gegend dort ist sehr schön. Als Kind hab ich dauernd im Konzentrationslager gespielt. Ein Superspielplatz. Glaubst, daß ich mir als Zehnjähriger was dabei gedacht habe? Erst mit Zwanzig hab ich erfahren, daß mein Onkel als Häftling dort war.

Gut, regt sich Mascha auf, gut. Kinder sind Kinder. Doch jetzt bist du dreimal so alt. Wie kannst du bloß so blauäugig unbefangen daherreden?

Wegen Rassenschande übrigens, redet Erich weiter. Na, weil ich unbefangen bin. Stiglitz stellt das Glas hinter sich. Jetzt sieht er, daß von Weggehen keine Rede mehr ist. Gebannt steht die hochnäsige Soziologin auf seinem

Kinderspielplatz. Der Fleischhauer, der der SS das Heisch geliefert hat, ist zwar jetzt in Pension, aber dem Stiglitz sehr vertraut. Mit dem Sohn des Murners ist er aufgewachsen, und der Murner war SS im Lager. Na und? Mascha funkelt ihn an:

Du glaubst, du kannst nichts dafür.

Was soll denn ich dafür können?

Weil du so unbefangen darüber sprichst. Du redest so blauäugig daher.

Während der kleine Erich auf der Todesstiege von Mauthausen herumhüpft, vergeht die Zeit so, als würde Mascha noch einmal vom Steinbruch geworfen werden. In der kalten Riesenstadt Wien will sie ihm noch den dreckigen Himmel verdunkeln. Er sieht genau, wie sie ihn durch ihre Empörung verspottet; unbefangen zieht sie einen toten Verwandten nach dem andern aus ihrem Schoß, ohne auch nur ein Wort zu sagen, so daß dem kleinen Erich die Glaskugeln aus der Hand fallen, aber statt die Stufen des Steinbruchs runterzuspringen, lustig, verschwinden sie in den aufgerissenen Mäulern jener zerschmetterten Kadaver. Mascha sieht nichts dergleichen. Schon wieder ist sie zugleich außer sich und zugleich tief in sich gesunken, als ob ihre Sandkiste mit Asche gefüllt sei. Bevor sie die Hände zur Abwehr erheben kann, springt der kleine Erich dem großen mit Karacho in den Bauch, und Stiglitz zieht seine Lippen zu einem Strich:

Arschloch, sagt er, verschwind! Ich red nie mehr ein Wort mit dir! Du willst mich als Faschisten hinstellen? Schleich dich!

S. 156f

Der Nebel machte Demant und Kalteisen nichts aus. Sie gingen kreuz und quer durch die Ortschaft, besuchten den von Castelli erbauten Berghof, wanderten über den Chinesa, saßen in Gasthäusern, beugten sich über das Geländer der Traisenbrücke, sogar vor dem alten Krankenhaus standen sie und blickten auf ein Fenster hin auf.

Christiane Kalteisen bewegte sich sehr elegant durch ihre Umgebung. Aber auch die Intensität zwischen den beiden nahm wieder zu, ihr rechtes Wunderohr, ein kräftiges Rot.

Auch Demant war in einem Dorf zur Welt gekommen. Es heißt Moussac, liegt an der Vienne und befand sich neunzehneinundvierzig in der unbesetzten Zone Frankreichs. Seine Eltern waren dorthin geflohen und im Widerstand gegen Hitler tätig. Vater Heinrich Demant arbeitete unter falschem Namen bei einer Handelsfirma, die mit den Nazis kollaborierte. Nach der Besetzung ganz Frankreichs bewarb sich dieser Wiener Kommunist als Buchhalter bei der Heeresunterkunftsverwaltung der Deutschen Wehrmacht in Marseille. Die HUV lag in einer großen Kaserne, und Heinrich Demant brachte mit dem Jausenbrot Flugblätter hinein, die sich speziell an österreichische Soldaten der Wehrmacht wandten, sie zur Desertion aufriefen. Darüber hinaus wußte er als Buchhalter stets im voraus, wohin ein größerer Posten Decken, Zelte, Feldbetten und anderes Zeug ausgeliefert wurde und wann. Dadurch konnte die Resistance rechtzeitig gewarnt werden, wenn eine größere Aktion der Deutschen gegen sie geplant war.

Seine Frau Ida und Daniel, der Sohn, blieben in dem kleinen Ort verborgen. Vor dreiundvierzig wurden jüdische Kinder unter drei Jahren noch nicht ausgeliefert, das schützte auch Ida, und danach hatten sie vom Bürgermeister persönlich andere Papiere und Arbeit bei einem Bauern. Bis heute schwärmt Ida von der großen Solidarität der einfachen Leute in Frankreich. Heini Demant wurde letztendlich geschnappt und landete im Gestapogefängnis von Lyon. Über sein weiteres Schicksal ist nichts Genaues bekannt; man wußte bloß, daß er nach Auschwitz deportiert wurde, von dort nach Dachau und Mauthausen. In den letzten Tagen des Krieges soll er dort noch wegen Hochverrats hingerichtet worden sein, womöglich ist er aber auf andere Weise zu Tode gekommen.

»Simon Demant, mein Großvater«, erzählte Danny der Christiane, »war Gastwirt in der Leopoldstadt gewesen. Gegründet hatte das Gasthaus mein Urgroßvater, ich glaube, der hat Jakob geheißen. Es hat noch bis neunzehnhundertachtunddreißig existiert. Väterlicherseits hat's immer eine Gastwirtslinie gegeben, das waren die Erstgeborenen. Die jüngeren Brüder studierten irgendwas. Der Onkel von Jakob zum Beispiel war ein jüdischer Regimentsarzt in Galizien. Er hatte eine kapriziöse, goische Frau, die ihn offensichtlich gelegentlich mit den Leutnants der Kaserne hinterging. Wegen irgend so einer Geschichte fiel er schließlich im Duell.«

6.) Joseph Roth: „Radetzkmarsch“

S. 91f

Seit drei Jahren war der Regimentsarzt Max Demant beim Regiment. Er wohnte außerhalb der Stadt, an ihrem Südrande, dort, wo die Landstraße zu den beiden Friedhöfen führte, zum »alten« und zum »neuen«. Beide Friedhofswächter kannten den Doktor gut. Er kam ein paarmal in der Woche, die Toten besuchen, die längst verschollenen wie die noch nicht vergessenen Toten. Und er verweilte manchmal lange zwischen ihren Gräbern, und man hörte hier und da seinen Säbel mit zartem Klirren gegen einen Grabstein anschlagen. Er war ohne Zweifel ein sonderbarer Mann; ein guter Arzt, sagte man, und also unter Militärärzten in jeder Beziehung eine Seltenheit. Er mied jeglichen Verkehr. Nur dienstliche Pflicht gebot ihm, hie und da (aber immer noch häufiger, als er gewünscht hätte) unter Kameraden zu erscheinen. Seinem Alter wie seiner Dienstzeit nach hätte er Stabsarzt sein müssen. Niemand wußte, warum er es noch nicht war. Vielleicht wußte er selbst es nicht. »Es gibt Karrieren mit Widerhaken.« Es war ein Wort von Rittmeister Taittinger, der das Regiment auch mit trefflichen Sprüchen versorgte.

»Karriere mit Widerhaken«, dachte der Doktor selber oft. »Leben mit Widerhaken«, sagte er zu Leutnant Trotta. »Ich habe ein Leben mit Widerhaken. Wenn mir das Schicksal günstig gewesen wäre, hätte ich Assistent des großen Wiener Chirurgen und wahrscheinlich Professor werden können.« – In die düstere Enge seiner Kindheit hatte der große Name des Wiener Chirurgen frühen Glanz geschickt. Max Demant war schon als Knabe entschlossen gewesen, später Arzt zu werden. Er stammte aus einem der östlichen Grenzdörfer der Monarchie. Sein Großvater war ein frommer jüdischer Schankwirt gewesen, und sein Vater, nach zwölfjähriger Dienstzeit bei der Landwehr, mittlerer Beamter im Postamt des nächstgelegenen Grenzstädtchens geworden. Er erinnerte sich noch deutlich seines Großvaters. Vor dem großen Torbogen der Grenzschenke saß er zu jeder Stunde des Tages. Sein mächtiger Bart aus gekräuseltem Silber verhüllte seine Brust und reichte bis zu den Knien. Um ihn schwebte der Geruch von Dünger und Milch und Pferden und Heu. Vor seiner Schenke saß er, ein alter König unter den

Schankwirten. Wenn die Bauern, vom allwöchentlichen Schweinemarkt heimkehrend, vor der Schenke anhielten, erhob sich der Alte, gewaltig wie ein Berg in menschlicher Gestalt. Da er schon schwerhörig war, mußten die kleinen Bauern ihre Wünsche zu ihm emporschreien, durch die gehöhlten Hände vor den Mündern. Er nickte nur. Er hatte verstanden. Er bewilligte die Wünsche seiner Kundschaft, als wären sie Gnaden und als würden sie ihm nicht in baren, harten Münzen bezahlt. Mit kräftigen Händen spannte er selbst die Pferde aus und führte sie in die Ställe. Und während seine Töchter den Gästen in der breiten, niedrigen Gaststube Branntwein mit getrockneten und gesalzenen Erbsen verabreichten, fütterte er mit begütigendem Zuspruch draußen die Tiere. Am Samstag saß er gebeugt über großen und frommen Büchern. Sein silberner Bart bedeckte die untere Hälfte der schwarz- bedruckten Seiten. Wenn er gewußt hätte, daß sein Enkel einmal in der Uniform eines Offiziers und mörderisch bewaffnet durch die Welt spazieren würde, hätte er sein Alter verflucht und die Frucht seiner Lenden. Schon sein Sohn, Doktor Demants Vater, der mittlere Postbeamte, war dem Alten nur ein zärtlich geduldeter Greuel. Die Schenke, von Urvätern her vermacht, mußte den Töchtern und den Schwiegersöhnen überlassen bleiben; während die männlichen Nachkommen bis in die fernste Zukunft Beamte, Gebildete, Angestellte und Dummköpfe zu bleiben bestimmt waren. Bis in die fernste Zukunft: das paßte allerdings nicht! Der Regimentsarzt hatte keine Kinder. Er wünschte sich auch keine ... Seine Frau nämlich –

7.) Doron Rabinovici: „Andernorts“

S. 9

ojfn vejg stej a boj m, stej er ajngebojgn
ale fege l fun dem boj m senen sich farflogjn
tswej kaj n misrach, dra j kaj n marev und der rest kaj n dorem

und der boj m gelost alejn hefker far dem storem
sog ich tsu maj n mamen harz: solst mir nor nit steren
wel ich, mame, ajns und tswej, mir a foigl wern
ich wel sitsn ojfn boj m und wel im farvign
ibern winter ihm a trest mit a schejnem nign

*Itzig Manger, 1901 (Czernowitz, Österreich-Ungarn) bis
1969 (Gedern, Israel)*

I

Sie hoben ab. Er wurde in den Sitz gepreßt. Die Maschine stieg steil empor und zog eine Kurve. Er blickte hinaus über den Nachbarn hinweg. In der Tiefe tauchte die Stadt auf und die Flachdächer, kalkweiß oder pechschwarz, darauf Wassertonnen mit Sonnenspiegeln, ein Funkeln im Gegenlicht. Das Gestrüpp aus Antennen und Stromleitungen. Die Silhouette der Hochhäuser, die Diamantenbörse, die griechische Synagoge in Muschel form, der Platz vor dem Rathaus, Kikar Jizchak Rabin, die Alleen voller Bäume und Bauhaus und dann mitten drin ein Rumpfaus Altstadt samt Minarett und Uhrturm, jener Keil aus Vergangenheit, der ins Meer ragt. Tel Aviv und Jaffa, der Strand und danach nichts als Wasser, [...]

S. 15

Die linke Armstütze von der Frau und die rechte vom Gläubigen okkupiert. Rosen kauerte zusammengepreßt, ein Vierjähriger zwischen Mutter und Vater. Das Signal ertönte, das Ansnallzeichen erlosch, die Schnappverschlüsse der Gurte klickten, und wie auf Befehl stand ein Teil der Passagiere auf. Er kannte dieses Ritual seines Volkes, als folgten sie einem Gebot des Unaussprechlichen, einem Gesetz ihrer Natur, dem Instinkt einer ewigen Unrast, und schon bat der Fromme neben ihm hinauszudürfen, weshalb auch Ethan, dann die ältere Dame aufstehen mußten, um ihn vorbeizulassen. Der Religiöse stellte sich an den Paravent, der die Business Class vom Rest der Maschine trennte, umschloß mit

einer Hand sein Kompendium, hielt sich mit der anderen an der Kabinenverkleidung fest und begann zu schaukeln, als wolle er dem Flugzeug mehr Schwung verleihen, um schneller ans Ziel zu gelangen. Die Gebetskapsel auf seinem Kopf verstärkte den ungestümen Eindruck, wirkte wie ein Horn, das seinem Schädel entsprang, ein Überbleibsel aus früheren Zeiten. Ethan kannte die jüdischen Mystiker, hatte als Soziologe in verschiedenen Ländern Chassiden beobachtet, aber noch nie war er einem Mann begegnet, der sich mit solcher Inbrunst in die Schrift versenkte. Es schien, als rüttle er an dieser Welt, um hinter ihre Fassade zu kommen.

S. 167

»Hören Sie mir zu, Herr Professor. Meine Aufzeichnungen ergaben nicht bloß, daß der Gesalbte schon gezeugt wurde — was meine geschätzten Kollegen genug schockierte. Ich konnte aufgrund der Verknüpfung aller offenen und verschlüsselten Verkündungen sogar bestimmen, wann, wo und von wem. Ja, selbst die Nacht, in der die Frau und der Mann einander erkannt hatten, in einem galizischen Shtetl. All das ließ sich eindeutig feststellen.«

»Eindeutig?«

»Zugegeben: Alles eine Frage der Interpretation, Herr Professor! Soll sein. Aber eben eine mögliche Lesart und zudem die einzige, die von den Gelehrten nachvollzogen werden kann. Doch sie weigern sich, die Konsequenzen zu denken. Sie fürchten das Ergebnis! Die Schlußfolgerung! Das Urteil!« Die letzten Worte hatte der Rabbiner nicht mehr geflüstert, sondern gekreischt, und die Kellnerin schaute zu ihrem Tisch herüber. Er aber achtete nicht darauf. Ethan sah diesen Mann vor sich, dessen Durchdrungenheit wie von einer anderen Welt war. Mit solchem Charisma mochten die Religionsgründer früherer Jahrhunderte ausgestattet gewesen sein. Aber die biblischen Zeiten waren vorbei. Galt einer, der so erfüllt war vom Glauben, heute nicht bestenfalls als Fanatiker oder gar als psychotischer Fall?

Der Rabbiner sprach weiter, fiebrig. Er ballte dabei die Faust. »Was, frage ich, wenn der Meschiach gezeugt wurde, von einem Juden und einer Jüdin im Polen der frühen vierziger Jahre, von einer Frau und einem Mann, deren Abstammung und Herkunft, deren Leben und Leidensweg ich nachzuzeichnen imstande war.

Was, wenn alle Vorhersagungen der Schrift sich bewahrheitet haben. Ich kann Ihnen, Herr Professor«, er schlug im Takt seiner Worte auf den Tisch, »die Beweise vorlegen.«

Aus einer Tasche kramte er ein Konvolut von Dokumenten, Notizen und Karten hervor. »Ich habe historische Fakten, Stammbäume, Gemeindebücher, Gerichts urteile verglichen mit den verborgenen Hinweisen aus den verschiedenen Schriften. Ich habe erkennen müssen, wie alles zueinanderpaßt. Es ist alles verzeichnet. Wir sind gezählt und gewogen, Herr Professor, und wir, ob wir auf Leder stehen oder nicht, wir sind alle, allesamt, für zu leicht befunden worden. Nichts sind wir und nichtig. Es ist verbucht, Herr Professor. Millionenfaches Nichts. Verstehen Sie?«

Zum ersten Mal in diesem Gespräch spürte Ethan gegen seine eigene Überzeugung, daß hinter den Worten des Rabbiners ein bezwingender Gedanke stecken mochte. Eine tiefere Wahrheit. Er begriff noch nicht, worauf der Rabbiner hinauswollte, aber er fühlte, welche Verzweiflung diesen frommen Menschen zu seinen Studien und Nachforschungen getrieben haben mußte.

»Der Meschiach«, wisperte er und sah sich um, »es ist bezeugt, er war bereits gezeugt. Noch wußte niemand von ihm. Noch hatte niemand ihn gesehen. Aber unter der Brust einer Frau wuchs ein Embryo heran. Ich kann die Zeichen entschlüsseln, kann jeden Buchstaben zur Zahl entziffern, kann die Methoden unserer Gerechten anwenden und damit sogar den Geburtstermin festlegen, an dem das Kind das Licht der Welt hätte erblicken sollen. Jener Nachkomme Davids und Salomons aus dem Hause Juda, der uns endlich den Sinn allen Seins eröffnet hätte. Aber es kam nicht dazu. Da ist kein Sinn mehr, sondern bloß noch Unsinn, nein, Widersinn geblieben. Dieses Wesen wurde nicht. Seine Mutter konnte ihm kein Leben schenken, weil sie ihres schon verloren hatte, weil es ihr geraubt, weil sie erschossen worden war. Der Vater sollte sein Kind nie in die Arme nehmen, weil ihn die Mörder vergast hatten. Im Winter des Jahres 1942 war das Shtetl zusammengetrieben worden, und alle wurden innerhalb weniger Tage ermordet. Was soll ich sagen?

8.) Jakob Hessing: „Zwei ‚Familienromane‘ aus Österreich“¹

Robert Schindel und Doron Rabinovici

Die Familie ist einer der entscheidenden Bezugsrahmen des Judentums. Schon in seinen biblischen Gründungsmythen definiert es sich über ihn, die verschiedenen Teile seines Gelobten Landes sind nach den Söhnen des Stammvaters benannt, und später, in den Jahrtausenden des Exils, wird ihm diese früh eingeübte Bindekraft gute Dienste leisten. In der Neuzeit ist sie dann wachsenden Spannungen ausgesetzt, und hier wird der jüdische Witz – ein Abwehrmechanismus in Zeiten der Krise – einen seiner Angriffspunkte finden: in der aus den Fugen geratenen Familienstruktur.

Kürzer als in Heines Wort vom »Famillionär« lässt sich das kaum zusammenfassen. Ein knappes Jahrhundert später wird Sigmund Freud das Bonmot im Rahmen einer Theorie betrachten, der die Familie schon zum Krankheitsherd geworden ist; sein Zeitgenosse Scholem Alejchem erzählt von Tewje, dem Milchmann, dessen fünf Töchter – auch das ein ›Witz‹ in einer traditionell patriarchalischen Gesellschaft – ihm das Leben schwer machen; Kafkas ›Brief an den Vater‹ ist ein Text des schwarzen Humors am Rande des Abgrunds; und am Vorabend der Schoa schreibt Itzik Manger die ›Chúmeschlíder‹, seine traurig-komischen Balladen über die biblischen Stammväter und ihre Miseren.

Die beiden hier gewählten jüdischen »Familienromane« aus dem zeitgenössischen Österreich stehen also keineswegs vereinzelt da, und ihr abgründiger Witz hat eine reiche Tradition. Im Folgenden wird versucht, einige seiner Merkmale herauszuarbeiten und auf dem Hintergrund unserer Gegenwart sichtbar zu machen.

Gibt es die Strukturen, denen der Familienroman seine Form zu verdanken scheint, überhaupt noch; oder ist es nicht eher so, dass viele Beispiele, die

¹ Publ. in: *Der jüdische Witz. Zur unabgegoltenen Problematik einer alten Kategorie*. Hg. v. Gunnar Och und Burkhard Meyer-Sickendiek. (Paderborn: Wilhelm Fink, 2015), S. 353-360.

einem in den Sinn kommen – ›Madame Bovary‹ und ›Anna Karenina‹, ›Buddenbrooks‹, ›Radetzkymarsch‹ und ›Hiob‹, ›Ansichten eines Clowns‹ und ›Die Blechtrommel‹ – gerade die Auflösung dieser Strukturen beschreiben?

Als der Dichter Robert Schindel im Jahr 1992 seinen Roman ›Gebürtig‹ veröffentlicht, geht auch er dieser Frage nach. Zwei jüdische Zwillingbrüder wechseln sich im Erzählen seiner Handlung ab. Der eine heißt Sascha Graffito und gibt sich als der allwissende Autor zu erkennen, der die verschiedenen Szenen des Romans zu Papier bringt; der andere heißt Danny Demant und ist ein Lektor, der die Texte anderer Autoren bearbeitet. Beide sitzen sie an Manuskripten – der eine schreibend, der andere lesend –, und die Frage erhebt sich: Ist das ernst gemeint, oder stellt Schindels Witz schon hier, am Anfang des Romans, seine Fallen auf?

Wir machen eine Probe aufs Exempel. Demant ist mit Christiane Kalteisen liiert, einer nichtjüdischen Ärztin, die er an Heiligabend 1983 kennenlernt. Genauer: mit der er an diesem Datum zum ersten Mal schläft. Die verheiratete, ihm unbekannte Frau hat ihren Mann und die beiden Töchter unter dem Weihnachtsbaum sitzen lassen, sie nimmt an einer Party in seinem Haus teil, verbringt die Nacht mit ihm und noch viele weitere Nächte, und erst lange später kommt es auch zum Kennenlernen. Er besucht sie im Landhaus ihrer Eltern und erzählt ihr bei dieser Gelegenheit seine eigene Familiengeschichte:

»Simon Demant, mein Großvater«, erzählte Danny der Christiane, »war Gastwirt in der Leopoldstadt gewesen. Gegründet hatte das Gasthaus mein Urgroßvater, ich glaube, der hat Jakob geheißen. Es hat noch bis neunzehnhundertachtunddreißig existiert. Väterlicherseits hat's immer eine Gastwirtslinie gegeben, das waren die Erstgeborenen. Die jüngeren Brüder studierten irgendwas. Der Onkel von Jakob zum Beispiel war ein jüdischer Regimentsarzt in Galizien. Er hatte eine kapriziöse, gojische Frau, die ihn offensichtlich gelegentlich mit den Leutnants der Kaserne hinterging. Wegen irgend so einer Geschichte fiel er schließlich im Duell.«²

Das hört sich plausibel an und ist der sozialen Entwicklung des österreichischen Judentums nachempfunden; nur steht die Geschichte von dem im Duell

² Robert Schindel, *Gebürtig*, Frankfurt am Main 1992, S. 157. — Auch alle folgenden Zitate sind dieser Ausgabe entnommen.

gefallenen Regimentsarzt Max Demant nicht erst bei Schindel, sondern schon in Joseph Roths ›Radetzkymarsch‹, und wie ist das also zu verstehen: Will Schindel seinem Danny Demant hier einen erdichteten Stammbaum geben und ihn damit selbst als erdichtete Figur ausweisen – oder macht sich der literarisch gebildete Lektor einen Spaß und flunkert seiner gojischen, nicht sonderlich belesenen Geliebten etwas vor?

Die Frage ist zwar unbeantwortbar, gerade deshalb aber wichtig für das Verständnis des Romans. Denn auch an anderen Stellen geht er an der Grenze von Fiktion und sogenannter ›Wirklichkeit‹ entlang, zum Beispiel gleich in seiner Titelgestalt, Herrmann Gebirtig. So heißt der erfolgreiche amerikanische Komödiendichter, der die Schoa überlebt hat und nie wieder nach Österreich zurückkehren will, es schließlich aber dennoch tut; sein Name schreibt sich mit »i«, nicht mit dem Umlaut »ü«, diesem deutschesten aller Buchstaben im Romantitel; und Robert Schindel, der ja Lyriker ist, hat ein scharfes Ohr für solche Nuancen: Herrmann ist eben nicht aus Österreich gebürtig, sein Name ist nicht deutsch, sondern jiddisch, und eingeführt wird er als der Cousin Mordechai Gebirtigs,³ des jiddischen Dichters, der 1942 im Ghetto von Krakau erschossen wurde.

Wie bei Danny Demant und seinem literarischen Vorfahren also auch hier eine Mischung aus Fiktion und Wirklichkeit, nur jetzt in umgekehrter Richtung. Den Dichter Mordechai Gebirtig hat es gegeben, nicht aber seinen Cousin Herrmann Gebirtig, und dies in einem zweifachen Sinn: Selbst in Schindels Roman ist er nicht ›wirklich‹ zugegen wie etwa Danny Demant, sondern er existiert nur in dem Manuskript, das auf Demants Schreibtisch liegt und das er als Lektor bearbeitet. Der Text, der den Titel »Gebürtig« trägt, ist ein Roman innerhalb des Romans, und Herrmann Gebirtig ›lebt‹ gar nicht in der von Schindel erfundenen ›Wirklichkeit‹, sondern er ist gleichsam auf doppelte Weise als ›Fiktion‹ kodiert.

Der Witz als Täuschung, die sich augenzwinkernd als Täuschung zu erkennen gibt: es ist eine erprobte Technik, der wir hier begegnen. Schon Cervantes hat sie im ›Don Quixote‹ angewandt, und Robert Schindel gibt ihr einen jüdischen Inhalt.

³ Ebd., S. 90.

Der Autor des Manuskripts auf Demants Tisch heißt Emanuel Katz. Er arbeitet als Bankbeamter und ist der einzige Sohn von Holocaustüberlebenden. Lange

hat er nichts getan als seiner todwunden Familie umfassendes Auffangbecken für deren Melancholie zu sein. Wann immer der junge Emanuel sein Leben mit etwas Persönlichem ausstatten wollte, sah [seine Mutter] ihn mit ihren halbgebrochenen Augen an, um dann bittere Bemerkungen herauszuflüstern: »Was tust du mir an, Emanuel? Aber gut, bitte, tu, was du willst, ich hab mich schon in der Erd.« Vater Leon, in Budapest von Wallenberg gerettet, sah dann gern von der Zeitung hoch: »Was willst du? A Philosoph? Den Leuten die Welt erklären? Meschugge.« (20-21)

Der Vater stirbt, und das Buch, das Katz schreibt, liest sich zunächst wie ein Befreiungs- schlag. Auch Herrmann Gebirtig ist ein Holocaustüberlebender, dem es freilich gelingt, aus der europäischen Tragödie in die amerikanische Komödie auszuwandern. Am Ende, unter der von Robert Schindel geführten Hand des Emanuel Katz, verwandelt sich auch die Komödie in ein »Auffangbecken der Melancholie«, aber zuerst wird sie zur Farce.

Während Gebirtig in New York sein verwöhntes Junggesellenleben führt und mit polnischen Jüdinnen schläft, die ihm ein gequältes Heimatgefühl geben, trägt sich in Österreich einiges zu. Karl Ressel, alter Kommunist und Spanienkämpfer, wandert mit seiner Tochter Susanne durch die Alpen und hört in einem Wirtshaus die Stimme eines Nazimörders, die er seit den Tagen im KZ nicht vergessen kann. Erregt gelingt es ihm noch, die Polizei zu alarmieren, die den Mörder auch festnimmt. Den Schock der Wiederbegegnung aber überlebt er nicht, und sterbend hinterläßt er der Tochter die Pflicht, den Mörder hinter Schloß und Riegel zu bringen.

Der einzige Zeuge, der den Mörder überführen kann, ist natürlich Herrmann Gebirtig. Er war mit Ressel im selben KZ, nur will er nicht zur Gerichtsverhandlung nach Wien kommen. Susanne fährt nach New York, die junge Frau, blond und attraktiv, verfehlt ihre Wirkung auf den alternden Komödienschreiber nicht, in Wien macht er seine Aussage, schläft mit Susanne – und erst fast am Ende holt Schindel das Manuskript des Emanuel Katz aus der Banalität zurück: Die Geschworenen sprechen den Mörder frei, Gebirtig steigt ins Flugzeug und kehrt heim nach New York, zu seinen polnischen Jüdinnen.

Robert Schindel spielt mit den Klischees des jüdischen Humors. Eines seiner Versatzstücke ist die jiddische Mamme, hier aber tritt der Vater an ihre Stelle: frei nach Freud macht Emanuel Katz dessen Tod zur Wende seines Lebens; er schreibt das Buch, das einer nicht eingestandenem Pietät geschuldet ist; verschiebt sie auf Susanne Rassel, die das Vermächtnis ihres gestorbenen Vaters erfüllt – und solche an sich sehr ernsten Dinge werden jetzt, im Manuskript des zum Schriftsteller mutierten Bankbeamten, als Kitsch präsentiert.

Diese Gefahr kennt auch der deutsche Kulturjournalist Konrad Sachs. Er hat die Studie Kitsch und Tod gelesen, in der Saul Friedländer den Widerschein des Nazismus in der Nachkriegsästhetik untersucht, und will sich damit beschäftigen. Doch das ist nur der vordergründige Anlass. Der Journalist gehört zu den nichtjüdischen Hauptfiguren des Romans und hat ein besonderes Problem. So führt Schindel ihn ein:

Konrad Sachs fuhr aus dem Schlaf hoch. Mit zitternden Händen tappte er am Nachtkästchen herum, fand die Brille und setzte sie sich auf. Seine Frau Else sagte mit schläfriger Stimme:

»Schon wieder schlecht geträumt, nicht wahr?«

»Hab ich geschrien?« Konrad drehte sich zu ihr hin, fuhr sich dabei durchs schütterte Haar, bemerkte dabei den Schweiß an der Stirn.

»Das geht schon so den ganzen Herbst«, flüsterte Else. »Schlaf weiter.« (50)

Was Konrad Sachs den Schlaf raubt, ist ein Geheimnis, das er auch vor seiner geliebten Frau verbirgt: er ist der Sohn eines hochrangigen Nazis, der in Nürnberg zum Tode verurteilt wurde. Seine Kindheit hat er in der Nähe eines polnischen KZ verbracht, dort gab man dem Jungen sogar den ihm heute verhassten Spitznamen »Prinz von Polen«, als Heranwachsender machte er sich mit den Verbrechen seines Vaters vertraut, und lange gelang es ihm, irgendwie damit zu leben. Aber jetzt hat das Verdrängte ihn eingeholt. Er zieht sich in seine Scham zurück, trennt sich von seiner Frau, und in seiner Not sucht er Hilfe bei den Juden.

Zuerst trifft er Emanuel Katz, der nicht nur über Herrmann Gebirtig schreibt, sondern auch die penetrante Eigenart hat, seine jüdische Herkunft hervorzukehren und nichtjüdischen Gesprächspartnern damit ein schlechtes

Gewissen zu machen. Der verweist ihn schließlich an Danny Demant, und am Ende des Romans unternehmen der Lektor und der Kulturjournalist eine lange Autoreise, auf der Sachs seine Geständnisse macht. Dabei baut er einen Unfall, bringt Demant fast um, besucht den eingegipsten Juden im Krankenhaus, setzt seine Geständnisse fort – und dann findet Demant die befreienden Worte:

»Ihr Prinz von Polen, verehrter Konrad Sachs [...], verträgt das Tageslicht nicht, glauben Sie mir. Schmeißen Sie ihn raus, zerren Sie ihn an die Öffentlichkeit. [...] Erzählen Sie das alles nicht mir, erzählen Sie es der Welt. Schreiben Sie ein Buch oder so!« (332)

Der Lektor Danny Demant, Geburtshelfer vieler Bücher, hat Erfolg mit seinem Rat. Sachs schreibt das Buch, das er ihm ans Herz legt, und sein Buch gibt es wirklich – ›wirklicher‹ als das Manuskript von Emanuel Katz –, denn abermals stehen wir an einer der Nahtstellen von Fiktion und Realität, aus denen sich Robert Schindels Roman zusammensetzt. Auch den Kulturjournalisten gibt es wirklich, nur heißt er nicht Konrad Sachs, sondern Niklas Frank. Er ist der Sohn von Hans Frank, der Hitlers Generalgouverneur im besetzten Polen war, und 1987 erregte seine Abrechnung mit ihm, das Buch ›Der Vater‹,⁴ großes Aufsehen. »Ich habe«, sagt Schindel 1995 in einem Interview über ihn,

»mir von Niklas Frank, den ich persönlich gut kenne und sehr gern habe, die Biographie ausgeborgt, die ursprüngliche Biographie. Es gibt nur einen Generalgouverneur von Polen, und es gibt sehr wenige Kinder so hochrangiger Nazis, die so konsequente Antinazi wurden wie Niklas. Von da habe ich mir diese Figur genommen, aber das, was Konrad Sax (sic) erlebt, hat mit Niklas Frank wenig zu tun.«⁵

Deutlich benennt Schindel die beiden Teile einer Arbeitstechnik und macht uns damit auf die Mechanismen seines jüdischen Witzes aufmerksam: die reale Vorlage wird in eine phantastische Welt eingebettet, der nachweisliche Kulturjournalist wird zur literarischen Figur mit anderem Namen, der bekannte

⁴ Niklas Frank, *Der Vater*. Eine Abrechnung, München 1987.

⁵ Zitiert nach: Matthias Beilein, 86 und die Folgen: Robert Schindel, Robert Menasse und Doron Rabinovici im literarischen Feld Österreichs, Berlin 2008, S. 198. Zur Freundschaft mit Frank, vgl. auch das Gedicht »Dem Täterkind« in: Robert Schindel, *Fremd bei mir selbst*. Die Gedichte (1965-2003), Frankfurt am Main 2004, S. 314.

Initiator der deutschen Väterliteratur findet seine Inspiration bei einem fiktiven jüdischen Lektor – bei Danny Demant, der seine Vorfahren nach eigener Aussage in Joseph Roths ›Radetzkymarsch‹ hat.

Der jüdische Witz ist nicht im Deutschen entstanden, sondern im Jiddischen, einer Sprache, die sich aus verschiedenen und heterogenen Elementen zusammensetzt und schon darin ihren Ursprung zu erkennen gibt: das Exil ihrer Sprecher. Auch das ist einer der Gründe, weshalb sich deutsche Juden immer vom Jiddischen zu distanzieren suchten. Sie wollten »Deutsche« sein und nicht an die Fremde erinnert werden, in der sie lebten.

Nach Auschwitz ist diese Illusion nicht mehr aufrecht zu erhalten, und das hat zu der paradoxen Folge geführt, dass gerade in der deutsch-jüdischen Nachkriegsliteratur das Thema der Schoa nicht selten ›witzig‹ behandelt wird. Von Jurek Becker über Edgar Hilsenrath bis zu Maxim Biller findet die Katastrophe bei vielen Autoren ironische oder sarkastisch-groteske Darstellungen, in denen die zur Zeit der sogenannten »Symbiose« lange verdrängte Fremdheit nun offen zutage tritt. Auch Schindel ist sich der Unvermeidbarkeit des Themas bewusst. Nicht zufällig spielt ›Gebürtig‹ von Heiligabend 1983 bis zum Februar 1986, kurz bevor die Waldheim-Affäre ausbricht, und auch er begegnet ihm mit der Waffe eines Witzes, dessen Grundzug die Melancholie ist.

Als Schindel den Lektor mit dem Regimentsarzt in verwandtschaftliche Beziehung setzt – ›ernst‹ oder ironisch, wie immer man es lesen mag –, erweist er auch Joseph Roth seine Reverenz. Weniger Danny Demant gibt er eine Ahnenreihe als sich selbst. Noch ehe die letzte Katastrophe eintritt, ist im ›Radetzkymarsch‹ bereits der Untergang vorgezeichnet, der Schindels Welt ihre Form gibt. Mit der Familie Trotta stirbt das gesamte Habsburgerreich, und auch der Tod des Max Demant, der eigentlich ein Selbstmord ist, wirft seine Schatten voraus. Die Ehetragödie des jüdischen Arztes und dessen gojischer Frau verkommt bei seinem ›Nachfahren‹ zu einem haltlosen Verhältnis, einer Komödie der Sinnlosigkeit, wie Danny Demant und Christiane Kalteisen sie aufführen: aus dem Exil, in das schon Joseph Roth gezwungen wurde, findet bei Schindel niemand mehr heim, kein Jude, und kein Nichtjude.

In Schindels Roman ist es Amerika, aus dem Gebürtig noch einmal die Heimkehr versucht – das klassische Land der Emigration, in das nicht nur die Flüchtlinge vor Hitler entkommen sind. Zu den Folgen der Schoa aber gehört es, dass die Juden ihren eigenen Staat gründen konnten. Wie steht es also um ihr Exil, neben dem es heute doch scheinbar eine Alternative gibt?

Ist das Exil eine Vorbedingung des jüdischen Witzes? Der Roman von Doron Rabinovici lässt sich als eine Gegenprobe lesen, und schon sein Titel deutet an, dass eine Antwort auf diese Frage alles andere als einfach ist. Immer befinden sich seine Personen »andernorts«, und nicht zufällig beschreibt das erste Kapitel einen Flug von Tel Aviv nach Wien. Das mag in den unterschiedlichen Biographien der beiden Autoren begründet sein – Schindel kam 1944 in Österreich zur Welt, ist noch ein Kriegskind, dessen Familie zur politischen Linken dieses Landes gehörte; Rabinovici wurde 1961 in Tel Aviv geboren und kam erst drei Jahre später nach Wien –, aber über diese Unterschiede hinaus profiliert sich im Vergleich der beiden Romane ein entscheidender Aspekt des jüdischen Witzes.

›Andernorts‹ (2010)⁶ erscheint fast zwei Jahrzehnte nach ›Gebürtig‹, und die Welt hat sich verändert. Die Technologie hat alle Grenzen aufgebrochen, und im Zuge der Globalisierung bleibt die Frage nach Heimat und Exil keineswegs auf die Juden beschränkt. Ethan Rosen, ein international bekannter Kulturwissenschaftler und Soziologe, hat in seinem Geburtsland Israel an der Beerdigung des Pioniers Dov Zedek teilgenommen, der ihm eine Art Vaterfigur gewesen war. Rosen gehört einem neuen akademischen Jet-Set an, und jetzt bringt das Flugzeug ihn zu seinem gegenwärtigen Arbeitsplatz an der Wiener Universität zurück.

Dov Zedek hieß früher Adolf Gerechter, er war ursprünglich Österreicher, und eine Wiener Zeitung bittet Rosen um einen Nachruf. Doch der lehnt ab. »Totenredner wollte und konnte er nicht sein«, (12) heißt es lakonisch, und dahinter verbirgt sich eine Ironie – Ethans Erinnerungen an Dov Zedek hätten ihr Ziel verfehlt, denn das Geheimnis des Pioniers kannte er gar nicht. Ein anderer Kulturwissenschaftler, der Nichtjude Rudi Klausinger, übernimmt den

⁶ Doron Rabinovici, Andernorts, Frankfurt am Main 2010. Im Folgenden wird der Text nach den Seitenzahlen der Taschenbuchausgabe 2012 zitiert.

Nachruf, und damit sind die Pole gesetzt, zwischen denen Rabinovici nun die Netze seiner Komödie ausspannt.

Klausingers Nachruf gerät zum Skandal. In seinen letzten Lebensjahren hatte Dov Zedek sich für Klassenfahrten israelischer Schüler nach Auschwitz eingesetzt, und der Nachruf zitiert einen ungenannten israelischen Intellektuellen, der in einer hebräischen Zeitung dagegen polemisiert hatte:

Birkenau sei kein Jugendlager und die Schornsteine der Verbrennungsöfen eigneten sich nicht für Lagerfeuerromantik. Die Kinder mit ihren klingelnden Mobiltelefonen und tönenden iPods sollten den Krematorien lieber fernbleiben. [...] im Kollektiv würden sie zu einer ignoranten und voreingenommenen Bande, immer bereit, gegen die anderen, die Polen, die Deutschen, die Nichtjuden, geeint zu sein. (23)

Die Polemik zielt ins Zentrum des zionistischen Dilemmas. In jungen Jahren hatte der israelische Pionier Dov Zedek alias Adolf Gerechter seine jüdisch-europäische Vergangenheit abgestreift, die Schoa war ihm wie ein Makel der Galut erschienen, des Exils; die Blüenträume des Zionismus waren freilich nicht gereift, und in seinen späten Jahren holt die Vergangenheit ihn ein; dagegen protestiert jetzt ein Vertreter der jüngeren Generation in Israel, ein ungenannter Intellektueller, und unterstellt dem alten Pionier eine latente Xenophobie.

Ethan Rosen antwortet auf Klausingers Nachruf, implizit beschuldigt er den nichtjüdischen Autor des Antisemitismus, und der Skandal bricht aus. Klausinger gibt den Namen des ungenannten Intellektuellen preis: Es ist Ethan Rosen selbst, der das vor Jahren in einer hebräischen Zeitung geschrieben hat. Nur kann er sich jetzt, auf österreichischem Boden, nicht mehr so recht daran erinnern, denn mit der Geographie verändert sich auch die Perspektive des weltreisenden Kulturwissenschaftlers.

Das ist der Anfang turbulenter Entwicklungen. Der Nichtjude Rudi Klausinger hat seine eigenen Nöte, er sucht nach einem Zuhause und glaubt eine Weile, der natürliche Sohn von Felix Rosen zu sein, von Ethans Vater. Aber am Ende sind sie dann doch keine Halbbrüder, weil die Sache komplizierter ist: Ethans Vater ist gar nicht Ethans Vater, weil Felix in der Schoa seine Zeugungskraft verloren

hat. Sein bester Freund Dov Zedek ist für ihn eingesprungen und hat seiner Frau das Kind gemacht, das den Namen Ethan Rosen trägt: Zeichen des unerschütterlichen Kollektivwillens, der die Pioniergeneration des jungen Staates einst beseelt hat.

Wie bei Robert Schindel lesen wir also auch hier, auf der Grenzlinie von Heimat und Exil, eine Komödie, die das jüdische Familienkonzept durcheinanderwirbelt und zur Disposition stellt. Ihre verschiedenen Stränge können nicht weiter verfolgt werden, aber stellvertretend für vieles sei einer ihrer abgründigsten Aspekte herausgegriffen.

Im Flugzeug aus dem ersten Kapitel sitzt auch ein ultraorthodoxer Jude. Plötzlich erhebt er sich und beginnt zu beten:

Der Religiöse stellte sich an den Paravent, der die Business Class vom Rest der Maschine trennte, umschloß mit einer Hand sein Kompendium, hielt sich mit der anderen an der Kabinenverkleidung fest und begann zu schaukeln, als wollte er dem Flugzeug mehr Schwung verleihen, um schneller ans Ziel zu gelangen. Die Gebetskapsel auf seinem Kopf verstärkte den ungestümen Eindruck, wirkte wie ein Horn, das seinem Schädel entsprang, ein Überbleibsel aus früheren Zeiten.
(15-16)

Das ist mehr als nur Situationskomik. In diesem Roman, der mit der Fragwürdigkeit aller Identitäten spielt, steht der betende Jude mit dem Horn – »ein Überbleibsel aus früheren Zeiten« – wie ein Felsen der Selbstgewissheit, und das ist auch deshalb ironisch, weil der gleichsam »echte« Jude keineswegs ein Zionist ist. Für den Ultraorthodoxen ist das Exil von Gott verhängt, und keine menschliche Macht kann es beenden. Die eschatologische Erlösung bleibt einzig dem Messias vorbehalten.

Auch diese Sehnsucht nach dem Messias bezieht Rabinovici in seine Komödie ein. Der Beter aus dem ersten Kapitel steht im Dienst eines Rabbiners namens Berkowitsch, und im sechsten Kapitel wendet sich der Rabbiner – »Eine geistige Autorität. Ein ultraorthodoxer Führer, der im Hintergrund der religiösen Fraktionen agierte« (146) – mit folgendem Anliegen an Ethan Rosen:

»Ich, Jeschajahu Berkowitsch, habe mit Hilfe meines rabbinisch-talmudischen Wissens entziffert, daß der Meschiach bereits vor langer Zeit gezeugt worden ist. [...] Ich konnte aufgrund der Verknüpfung aller offenen und verschlüsselten

Verkündungen sogar bestimmen, wann, wo und von wem. Ja, selbst die Nacht, in der die Frau und der Mann einander erkannt hatten, in einem galizischen Shtetl. [...] Ich kann die Zeichen entschlüsseln, kann jeden Buchstaben zur Zahl entziffern, kann die Methoden unserer Gerechten anwenden und damit sogar den Geburtstermin festlegen, an dem das Kind das Licht der Welt hätte erblicken sollen. [...] Aber es kam nicht dazu. [...] Dieses Wesen wurde nicht. Seine Mutter konnte ihm kein Leben schenken, weil sie ihres schon verloren hatte, weil sie erschossen worden war. Der Vater sollte das Kind nie in den Arm nehmen, weil ihn die Mörder vergast hatten.« (166-169)

Doron Rabinovici persifliert ein Grundmuster der jüdischen Existenz: aus der tiefsten Not erwächst die größte Hoffnung. Rabbiner Berkowitsch hat Gottes Wege erkannt: Die in der Schoa ermordeten Eltern des ungeborenen Messias waren mit Felix Rosen verwandt, jetzt wartet der gestorbene Embryo auf seine genetische Rekonstruktion, und Ethan Rosen ist sein Verwandter, eine Samenspende von ihm wird die Welt erlösen. Leider stellt sich dann heraus, dass Ethan einen anderen Vater hat, die letzte Hoffnung des Rabbiners ist also Felix selbst – doch ehe es ihm gelingt, an seine Gene heranzukommen, stirbt auch Felix Rosen. »Andernorts« steht im Zeichen der toten Väter: am Anfang des Romans wird Dov Zedek, am Ende wird Felix Rosen begraben.

So werden sie alle enttäuscht: Ethan Rosen erfährt erst spät, wie wenig er seinen eigenen Ursprung kennt; Rabbiner Berkowitsch muss sich seinen Messias anderswo suchen; und Rudi Klausinger bleibt auch weiterhin vaterlos. Aber am Ende – auf der Beerdigung, als Rabbiner Berkowitsch den Toten für das Judentum einnehmen will, eine säkulare Fraktion sich dagegen empört und schon der offene Streit auszubrechen droht – steht der verlorene Sohn plötzlich am offenen Grab des vermeintlichen Vaters und spricht zu den Trauernden:

»Felix ist tot! Hört ihr? Ich bin ihm erst vor kurzem begegnet. Aber Felix war wie ein Vater zu mir, und zwar nur, weil ich nach einem suchte. Er ging nicht in die Synagoge. Er lebte nicht nur in Israel. Er arbeitete auf allen Kontinenten und mit Menschen aus vielen Ländern. Sein Jerusalem war immer andernorts und überall zugleich. Er war im Zwischenraum zu Hause, wo ein Mensch auf den anderen trifft.« (285)

Im innerjüdischen Streit zwischen den Parteien gibt Doron Rabinovici dem Nichtjuden das letzte Wort. Die Verbeugung, die er vor seiner schönen,

versöhnlichen Rede macht, ist nicht nur ironisch, sondern auch wehmütig. Denn die Utopie, die Rudi Klausinger hier ausspricht – dass überall auf Erden Jerusalem sei, und die Menschheit eine einzige Familie was ist sie anderes als die gescheiterte Hoffnung, mit der die Juden einst in die Moderne eingetreten sind?